

BIBLIO THEKS MAGGA ZIN

1/17

5

EINIGKEIT UND RECHT UND FREIHEIT

Die Staatsbibliothek zu Berlin und ihre Handschrift von Hoffmann von Fallerslebens ‚Lied der Deutschen‘



Dr. Martin Hollender

11

DIE TEGERNSEER HAGGADAH (COD.HEBR. 200)

Jüdisch. Christlich? Einzigartig!



Prof. Dr. Stefan Jakob Wimmer

20

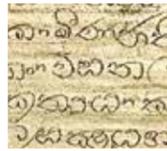
PAUL KUTTNER UND DIE BERLINER SAMMLUNG LITERATUR AUS DP-LAGERN
Von Berlin nach New York und virtuell und symbolisch zurück



Dr. Ulrike Reuter
Petra Figeac

27

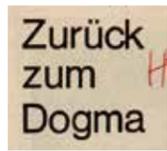
30 PALMBLATTHAND-SCHRIFTEN AUS SRI LANKA



Dr. Helga Rebhan

31

DAS PRESSEAUSSCHNITT-ARCHIV DES BERLINER VERLAGES



Christoph Albers

36

BAYERISCHE STAATSBIBLIOTHEK STARTET PROJEKT ZUR AUTOMATISCHEN ERKENNUNG VON MUSIKNOTEN



Jürgen Diet
Sanu Pulimootil

39

PRÄSENTE VOM SÜDEN DES ÄQUATORS

Zu einem Ausschnitt aus Alexander von Humboldts amerikanischem Reisejournal in der Sammlung Radowitz



Monika Jaglarz
Dominik Erdmann

43

„SO EIN BAU WIE DIE STAATSBIBLIOTHEK UNTER DEN LINDEN, DER MACHT WAS HER.“

Zum 100. Todestag des Architekten Ernst von Ihne



Christina Schmitz

47

„... TO MAKE THE FULLEST USE OF“

Internationale Vernetzung von Bildquellen zur Musik

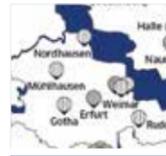


Dr. Dagmar Schnell

50

FÜNF JAHRE KEK

Erste Sichtung der Pilotphase



Dr. Ursula Hartwieg

55

VIELFALT DURCH FREIHEIT

Ein Jahr Blognetzwerk ‚SBB aktuell‘



Gudrun Nelson-Busch
Ralf Stockmann

59

900.000 EURO FÖRDERMITTEL ZUGESAGT

Carl Friedrich von Siemens Stiftung unterstützt Staatsbibliothek im Sammelgebiet Philosophie



Peter Schnitzlein

60

IM ANGESICHT DES ARARAT

Restaurierungsexpertinnen der Staatsbibliothek zu Berlin geben ihre Erfahrungen in Armenien weiter



Julia Bispinck-Roßbacher
Melinê Pehlivanian

64

„DARUNTER SIEHT MAN GUT AUS!“

Die Leuchten Günter Ssymmanks in der Staatsbibliothek zu Berlin

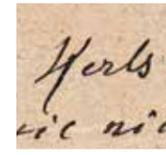


Marianne Seidig

68

VERBORGENE SCHÄTZE BERÜHMTER PERSÖNLICHKEITEN

Die Sammlung der Zimelienautographen der Bayerischen Staatsbibliothek und ihre Digitalisierung



Dr. Wolfgang-Valentin Ikas
Dr. Cornelia Jahn

76

NUTZEN FÜR DIE FORSCHUNG STIFTEN – STATT SAMMELN ‚AUF GUT GLÜCK‘



Katja Dühlmeier

82

KURZ NOTIERT

Haus Unter den Linden 8
10117 Berlin (Mitte)
Eingang: Dorotheenstraße 27

Haus Potsdamer Straße 33
10785 Berlin (Tiergarten)

Kinder- und Jugendbuchabteilung /
Zeitungsabteilung im Westhafen
Westhafenstraße 1
13353 Berlin (Moabit)

www.staatsbibliothek-berlin.de

BIBLIOTHEKSMAGAZIN

Mitteilungen aus den Staatsbibliotheken in Berlin und München
12. Jahrgang, 34. Ausgabe, Berlin und München, Februar 2017

HERAUSGEBER

Dr. Klaus Ceynowa
Barbara Schneider-Kempf

REDAKTION IN BERLIN

Dr. Martin Hollender, martin.hollender@sbb.spk-berlin.de
Thomas Schmieder-Jappe, Dr. Silke Trojahn

REDAKTION IN MÜNCHEN

Peter Schnitzlein, publikationen@bsb-muenchen.de
Irina Mittag

GRAFISCHES KONZEPT, GESTALTUNG, DRUCKVORLAGENERSTELLUNG IN BERLIN

Sandra Caspers

GESAMTHERSTELLUNG

Medialis Offsetdruck GmbH, Berlin

Nachdruck und sonstige Vervielfältigung der Beiträge nur mit Genehmigung der Redaktion.
ISSN 1861-8375

Ludwigstraße 16
80539 München

www.bsb-muenchen.de

EINIGKEIT UND RECHT UND FREIHEIT

DIE STAATSBIBLIOTHEK ZU BERLIN UND IHRE HANDSCHRIFT VON
HOFFMANN VON FALLERSLEBENS ‚LIED DER DEUTSCHEN‘



Wann immer Deutschland demokratisch verfasst war – in der Weimarer Republik, in der Bonner Republik (der alten Bundesrepublik) oder in der wiedervereinigten Berliner Republik – stets trugen die höherwertigen Münzen, ob Deutsche Mark oder Euro, in ihre Schmalseite eingraviert die Inschrift ‚Einigkeit und Recht und Freiheit‘ und kündeten so nach innen wie nach außen vom Credo des demokratischen Staates. Allein 1,6 Milliarden deutsche Zwei-Euro-Münzen kursieren als numismatische Botschafter Deutschlands derzeit

durch Europa. Es stammt diese poetische Staatsräson von August Heinrich Hoffmann von Fallersleben, 1798 als Sohn des Kaufmanns und Gastwirts Heinrich Wilhelm Hoffmann in Fallersleben, heute einem Stadtteil von Wolfsburg, geboren. ‚Einigkeit und Recht und Freiheit‘ – diese milliardenfach geprägten Worte sind Bestandteil eines der wirkungsgeschichtlich wohl bedeutendsten deutschen Gedichte aller Zeiten, des Liedes der Deutschen. Im Sommer 2016 feierte das Gedicht seinen 175. Geburtstag; eine eigenhändige Niederschrift des Dichters

*Dr. Martin Hollender
ist wiss. Referent in
der Generaldirektion
der Staatsbibliothek
zu Berlin*

*Einigkeit und Recht
und Freiheit – in
unserer aller
Portemonnaies
Foto: SBB-PK, Carola
Seifert*

wird seit 113 Jahren von der Staatsbibliothek zu Berlin als besonderes Juwel unter ihren zahllosen Schätzen gehütet.

Im Spätsommer 1841 unternimmt Hoffmann von Breslau aus eine Badekur nach der Insel Helgoland; mit im Gepäck die Schreibkladde für seine Gedichte, eine Art poetisches Tagebuch. In seinen Lebenserinnerungen blickt er auf jene Tage zurück: „Vom 11. August bis 5. September in Helgoland. (...) Wenn ich dann so wandelte einsam auf der Klippe, nichts als Meer und Himmel um mich sah, da ward mir so eigen zu Muthe, ich mußte dichten und wenn ich es auch nicht gewollt hätte. So entstand am 26. August das Lied: ‚Deutschland, Deutsch-

land über Alles!‘ (...) Am 28. August kommt [der Hamburger Verleger Julius] Campe mit dem Stuttgarter Buchhändler Paul Neff. (...) Am 29. August spaziere ich mit Campe am Strande. ‚Ich habe ein Lied gemacht, das kostet aber 4 Louisd’or.‘ Wir gehen in das Erholungszimmer. Ich lese ihm: ‚Deutschland, Deutschland über Alles‘ und noch ehe ich damit zu Ende bin, legt er mir die 4 Louisd’or auf meine Brieftasche. (...) Ich schreibe es unter dem Lärm der jämmerlichsten Tanzmusik ab, Campe steckt es ein, und wir scheiden. Am 4. September bringt mir Campe das [gedruckte] Lied der Deutschen mit der Haydn’schen Melodie in Noten (...)“.

„Ich schreibe es unter dem Lärm der jämmerlichsten Tanzmusik ab“ – bereits am 29. August 1841 existierten mithin bereits zwei Niederschriften des Gedichts: jene Urschrift Hoffmanns (hinein vermutlich in die noch heute vorhandene Schreibkladde jener Tage, sein lyrisches Tagebuchjournal) und die Abschrift für seinen Verleger. Letztere ist im Jahr 1842 beim großen Brand der Stadt Hamburg verbrannt. Gesichert ist allein die Existenz mehrerer mehr oder minder identischer Niederschriften, denn in den noch verbleibenden 33 Jahren zwischen 1841, dem Entstehungsjahr des Gedichts, und dem Tode Hoffmanns 1874 mag er noch so manches Mal das ‚Lied der Deutschen‘ als sehr persönliche Freundesgabe niedergeschrieben und verschenkt haben – ein

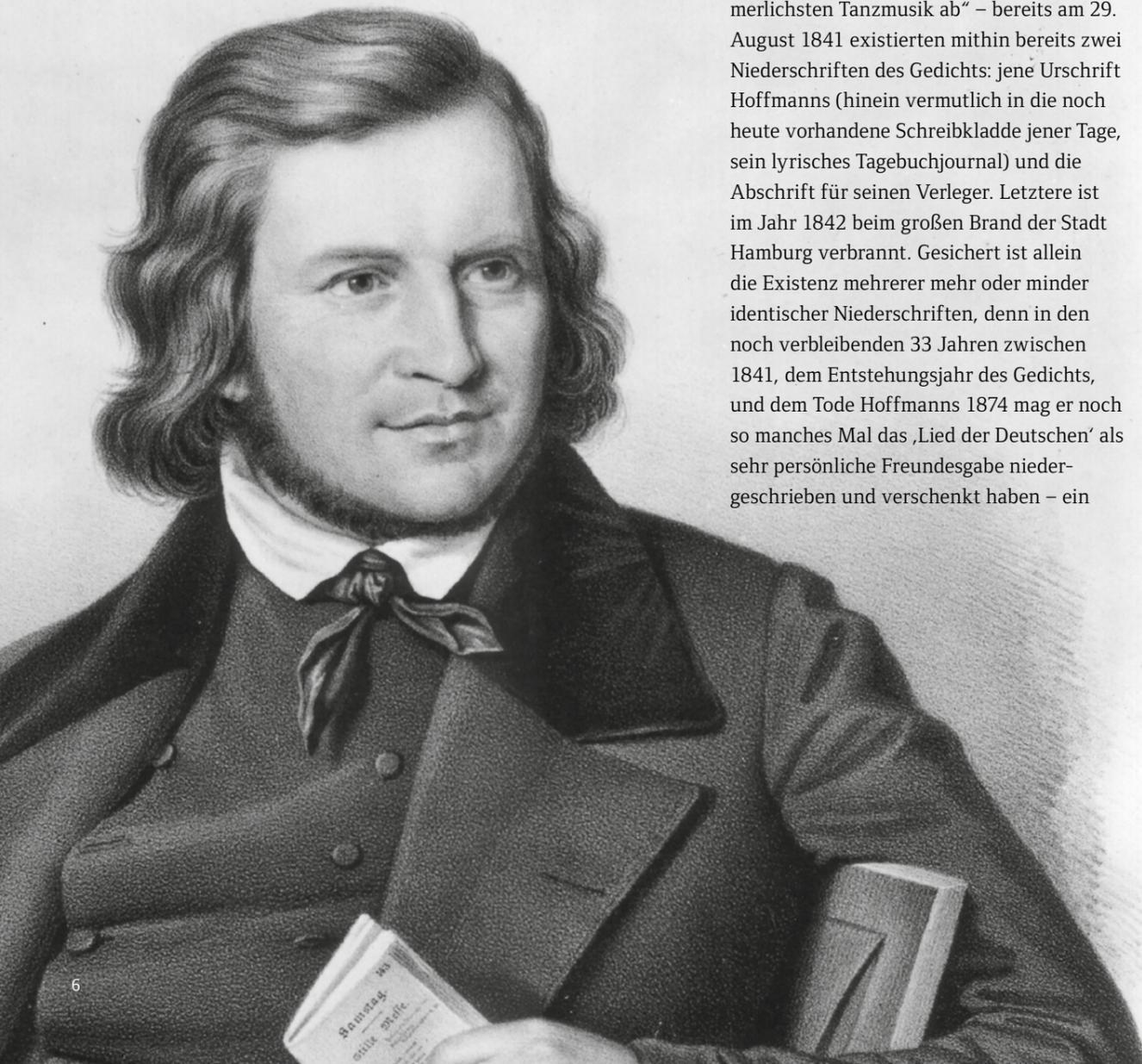
unter Dichtern durchaus übliches Procedere. Doch es spricht ein Indiz sehr deutlich für die Annahme, dass es sich bei dem Berliner Exemplar um die erste Reinschrift Hoffmanns handelt. Wenig plausibel ist es, dass er das Gedicht, so wie es sich uns präsentiert – ohne jede Streichung, Korrektur und Überarbeitung nämlich – niedergeschrieben hat. Vielmehr wird es, vermutlich auf einem losen Blatt, eine seit jeher und bis heute unbekannte Entwurfsfassung gegeben haben, ein zunächst noch unfertiges Produkt mit den gängigen Tilgungen, Alternativentwürfen und lyrischen Varianten, dem dann schlussendlich, als Hoffmann nach mancher Verbesserung mit dem eigenen Werk hinreichend zufrieden war, die ‚saubere‘ Übertragung in sein lyrisches Tagebuch folgte. Datiert „Helgoland 26. Aug. 41“ war die Endfassung würdig, in das so bezeichnete „grosse Manuscript der Lieder Hoffmanns“, II. Band XI-XIX, 11.9.1840 – 26.1.1842 Einzug zu finden. So wenig die Umstände der Entstehung auch gesichert sind: Ganz offensichtlich diente ihm dieses Diarium als täglicher Wegbegleiter, in das hinein die Endprodukte der lyrischen Produktion kontinuierlich verzeichnet wurden. Jene Einzelblätter hingegen, von denen wir wissen, dürften nachträglich entstandene Widmungsexemplare an seine confrères darstellen. – Gesichert ist, neben dem Berliner Exemplar, die Existenz weiterer Niederschriften in der Bibliotheca Bodmeriana in Cologny bei Genf (aus der Autographensammlung von Stephan Zweig) sowie in der Stadt- und Landesbibliothek Dortmund. Weitere Ausfertigungen mögen sich in Privatbesitz befinden.

Im Jahr 1903 erwarb die Königliche Bibliothek vom Sohn Hoffmanns den umfangreichen schriftlichen Nachlass – beinhaltend auch jenes lyrische Tagebuch der beginnen-

den vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts mit dem ‚Lied der Deutschen‘. Im Zweiten Weltkrieg wurde die Handschrift nicht nach außerhalb Berlins ausgelagert, sondern verblieb auf der Straße Unter den Linden und wechselte allein auf die andere Straßenseite, in den Panzerkeller des Reichswirtschaftsministeriums. Das Gebäude an der Dorotheenstraße/Ecke Unter den Linden war bis 1933 von der Deutschen Bank bzw. der Disconto-Gesellschaft genutzt worden und verfügte somit über eine unüblich starke Armierung des Tresorkellers. Nach Kriegsende wurde das Manuskript nach gegenüber, in das Haus Unter den Linden zurückgeführt: in die Öffentliche Wissenschaftliche Bibliothek, seit 1954 die Deutsche Staatsbibliothek der DDR. Dort freilich wurde die Handschrift tabuisiert und über Jahrzehnte hinweg weder öffentlich ausgestellt noch in Katalogen beschrieben oder abgebildet. Da in der DDR das Singen bzw. Abspielen des ‚Liedes der Deutschen‘ als der Nationalhymne der Bundesrepublik seit 1952 unter Strafe stand, wurde die Handschrift zwar sorgsam gehütet, doch zählte sie nicht zum präsentationswürdigen nationalen Kulturerbe der DDR. – Es lag nahe, das Lied der Deutschen auch und gerade im wiedervereinigten Deutschland als Hymne zu nutzen: Denn der Demonstrationsruf „Wir sind ein Volk!“ proklamierte jene Forderungen, die Hoffmann von Fallersleben schon knapp 150 Jahre zuvor erhoben hatte: die Herstellung der nationalen Einheit im Kontext bürgerlicher Freiheitsrechte. Erst seit der Wiedervereinigung erfährt das Blatt endlich die ihm gebührende Wertschätzung und es mag

Es ist eine Ironie der Geschichte, dass das ‚Lied der Deutschen‘, von Walter Ulbricht als ‚NATO-Hymne‘ verunglimpft, 40 Jahre in jenem Teil Deutschlands verwahrt – und verschwiegen – wurde, der fürchten musste, dass die Umsetzung des Hoffmannschen Credo ‚Einigkeit und Recht und Freiheit‘ von der eigenen Bevölkerung eingefordert werden könnte.

August Heinrich Hoffmann von Fallersleben. Lithographie von John O’Stückenberg, um 1832; nach einem Gemälde von Ernst Resch.



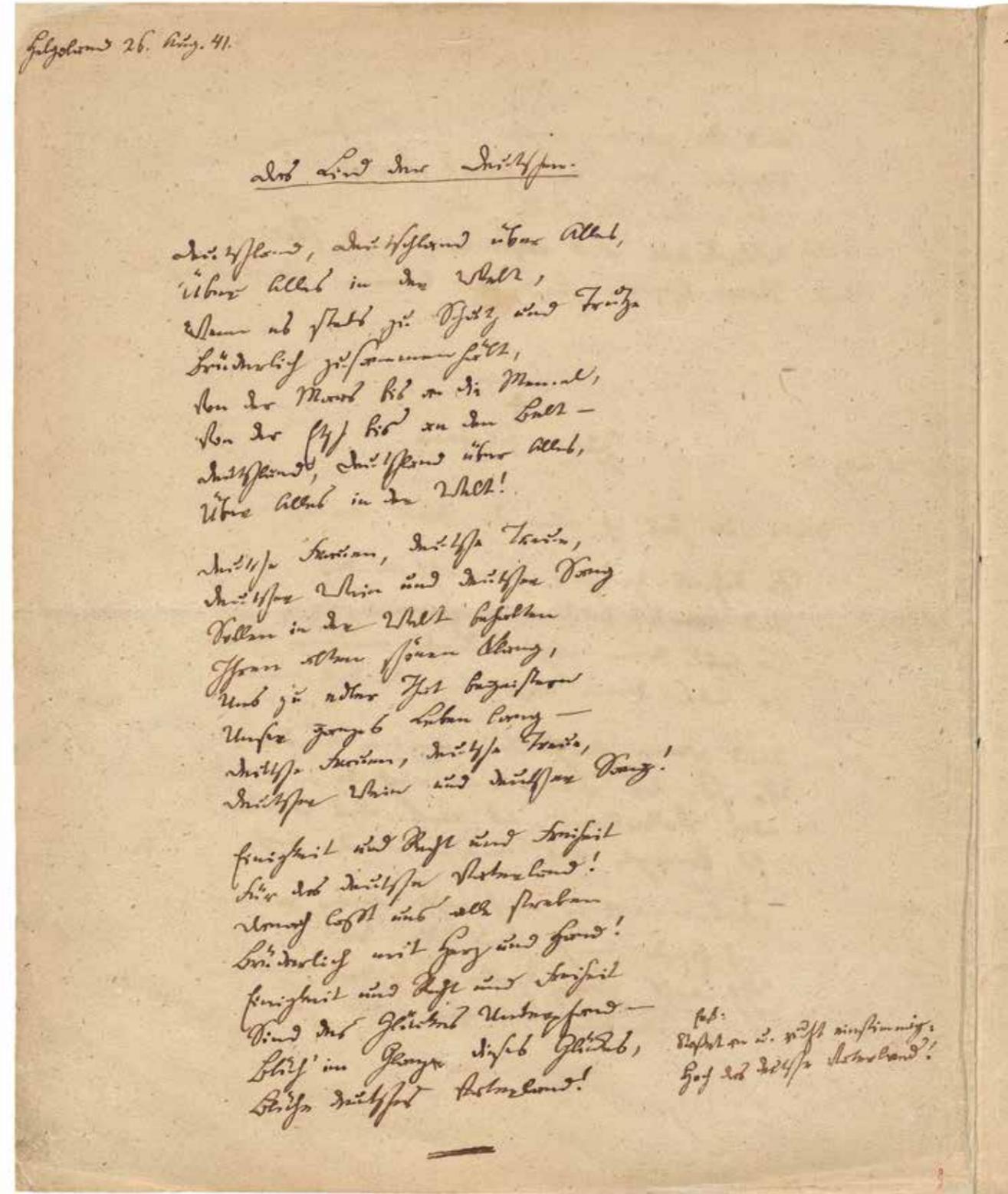
zuversichtlich stimmen, dass ein Autograph des Liedes der Deutschen heute in Berlin beheimatet ist, in einer einstmals geteilten Bibliothek in einer einstmals geteilten Stadt, der heute geeinten und freien und rechtssicheren Hauptstadt eines einst geteilten Landes. Hoffmann von Fallerslebens Sehnsucht nach Einigkeit, nach Recht und nach Freiheit hat sich, trotz gewiss mancher Unvollkommenheit, erfüllt. Auch hieran sei erinnert, 175 Jahre nach der Entstehung des Gedichts.

Wohl kein deutsches Gedicht ist im In- und Ausland so bekannt und zugleich so polarisierend und strittig. Sprach- und meinungslos lassen die Verse niemanden und zu wohl keinem anderen Gedicht haben sich derart viele namhafte Persönlichkeiten jenseits der wissenschaftlichen Germanistik geäußert: Wilhelm Furtwängler und Friedrich Nietzsche, George Bernard Shaw, Heinrich Böll und Franz-Josef Strauß, Alfred Tetzlaff (das ‚Ekel Alfred‘) und Kurt Tucholsky, Thomas Mann und Sohn Golo, Karl Jaspers und Winston Churchill. Es ist die erste Strophe des Liedes der Deutschen nicht per se diskreditiert, denn erst die Rezeption des Liedes, seine Verquickung mit dem ‚Horst-Wessel-Lied‘ und seine Usurpation als lyrischem Expansionsbegleiter während zweier Weltkriege – gipfelnd im sogenannten ‚Panzerjägerlied‘ („Von der Maas bis an die Memel, / Von der Etsch bis an den Belt / stehen deutscher Männer Söhne / gegen eine ganze Welt“) hat die Verwendung des Gedichts als Nationalhymne mit der Gesamtheit der Strophen desavouiert.

„Deutschland über alles“ – es bedeutete diese Parole in den Tagen ihrer Entstehung nicht mehr als die Überzeugung, dass mitunter das Ganze mehr ist als die Summe seiner Teile. „Deutschland über alles“ ist

der dichterische Ausdruck einer politischen Überzeugung, des patriotischen Glaubens an die Qualitäten eines Nationalstaats jenseits der Königreiche und der Fürstentümer wie Hohenzollern-Hechingen, Reuß ältere Linie, Schaumburg-Lippe, Schwarzburg-Sondershausen, Waldeck und manch weiterer – drei Dutzend souveräne staatliche Gebilde umfasste der Staatenbund des Deutschen Bundes seinerzeit. Deutschland war in den Augen Hoffmanns ein ferner Wunsch, denn Deutschland als Projektion bedeutete ihm mehr als Hessen, Baden oder Sachsen. Als höchstes nur denkbare Gut galt ihm ein Nationalstaat, in dem überdies gravierende Desiderate wie die Gleichheit vor dem Gesetz oder die Meinungsfreiheit, die uns Heutigen zur Selbstverständlichkeit geworden sind, dereinst verwirklicht worden sind. Das ‚Lied der Deutschen‘ besingt mithin keine imperialen Gelüste und fordert keine territoriale Expansion in Europa oder Übersee, sondern beschreibt allein – mit ein wenig dichterischer Freiheit – den damaligen Status quo der deutschen Sprachgrenzen, innerhalb derer freilich eine bunte Kleinstaaterei wucherte und nicht der von Hoffmann ersehnte Nationalstaat auf der Basis von Einigkeit, Recht und Freiheit. Die Pervertierung der hoffmannschen Ideale nach 1914 und erneut nach 1933 dürfen dem Dichter, der damals bereits seit 60 Jahren verstorben war, nicht zum Vorwurf gemacht werden. An der Vereinnahmung des lauter Patriotismus hoffmannscher Natur für die Weltbeherrschungsbestrebungen des Nationalsozialismus ist der Dichter gänzlich unschuldig. Doch in der Tat gelang die Instrumentalisierung des Deutschlandliedes auf sehr erfolgreiche Weise, und makabrerweise mag mancher nach 1939 die erste Strophe des Gedichtes wie einen Ablaufplan für die Eroberung Europas gelesen haben. 1942 reichte Deutschland

Abbildung rechts: Allein der 1914 aus ihr herausgelöste (und seither separat archivierte) Papierbogen mit dem ‚Lied der Deutschen‘ befindet sich heute in der Staatsbibliothek zu Berlin; die im Zweiten Weltkrieg nach Schlesien ausgelagerte Schreibkladde Hoffmanns wird heute in der Jagiellonenbibliothek in Krakau verwahrt.



Juli 26. 41.

also Lied des Deutschen

Deutschland, deutsches Land über alle,
über alle in der Welt,
wenn es steht zu Recht und Freiheit
brüderlich gesonnen ist,
von der Maas bis an die Memel,
von der Etsch bis an den Belt –
Deutschland, deutsches Land über alle,
über alle in der Welt!

deutsche Nation, deutsche Nation,
deutsche Nation und deutsche Nation
vollen in der Welt befolgen
offen ohne Sperrung,
und zu jeder Zeit bezeugen
unser junges Leben lang –
deutsche Nation, deutsche Nation,
deutsche Nation und deutsche Nation!

Freiheit und Recht und Gerechtigkeit
hier ist deutsches Vaterland!
wenn es steht und alle sprechen
brüderlich mit Herz und Hand!
Freiheit und Recht und Gerechtigkeit
dies ist deutsches Vaterland –
bleib im Kampf dein Glück,
bleib deutsches Vaterland!

Feb.
Reise nach W. 1914 einstimme
auf die 224/2 Vaterland!

nicht mehr von der Maas bis zur Memel und nicht länger von der Etsch bis zum Belt, sondern von der Biskaya bis zum Ural und vom Nordkap bis zur Sahara. Die Saat, die der ideologisch vereinnahmte Hoffmann ungefragt gesät hatte, ging für einige Jahre auf. 1945 wurde Deutschland befreit – befreit auch von der politischen Indienstellung des Deutschlandliedes. Eben jenes Gedicht dann – unter Aussparung der ‚beschädigten‘ ersten Strophe – in der jungen Bundesrepublik Deutschland erneut zur Nationalhymne zu erklären, bedeutete seine Rehabilitierung und zugleich seine Redemokratisierung.

Bald nach 1945 erhielt der unbefleckte Teil des Gedichts in der jungen Bundesrepublik eine neue Qualität, denn er wurde visionär aufgeladen: Die Einigkeit des Vaterlandes drohte durch die Gründung zweier deutscher Staaten zu scheitern; in der Sowjetischen Besatzungszone und nachmaligen DDR wurden Recht und Freiheit durch Unrecht und Unfreiheit abgelöst. Jene dritte Strophe war plötzlich von tagesaktueller Relevanz und gemahnte an das Wiedervereinigungsgebot in der Präambel des Grundgesetzes: „Das gesamte Deutsche Volk bleibt aufgefordert, in freier Selbstbestimmung die Einheit und Freiheit Deutschlands zu vollenden.“

Es mag in den Nachkriegsjahren zudem manchem Heimatvertriebenen – in West wie in Ost – der Hinweis auf die 1945 verlorene Memel als Ostgrenze des deutschen Sprachraums – stellvertretend auch für schlesische und sudetendeutsche Flüsse – Trost gespendet haben. Doch jenen Menschen, denen

die erste Strophe des Deutschlandliedes eine Reminiszenz an die alte Heimat war, wurden mitunter revanchistische Gelüste unterstellt. – Gerade weil die dritte Strophe in den Jahren des Nationalsozialismus keine Verwendung fand, hätte sie doch in der Diktatur ein staatliches Bekenntnis zu Recht und Freiheit bedeutet, bieten sich jene damals verfemten Zeilen heute als mahnende Erinnerung wie auch als ziviles zukunftsweisendes Motto in besonderer Weise als Hymne an. Die dritte Strophe bringt, so Richard von Weizsäcker 1991, die „Werte verbindlich zum Ausdruck, denen wir uns als Deutsche, als Europäer und als Teil der Völkergemeinschaft verpflichtet fühlen“.

Jede Generation singt ihr eigenes Lied der Deutschen, immer wieder neu, doch heute auch eingedenk des historischen Hintergrunds. Das Gedicht sei, so Ruth Klüger, „ein Palimpsest, wo die Phasen eines erst anschwellenden, dann aus allen Fugen geratenen und wieder abflauenden Nationalismus übereinander auf dasselbe Blatt geschrieben sind, ein poetisches Vexierspiel für Kenner deutscher Geschichte“.

Exakt 175 Jahre nach seiner Entstehung präsentierte die Staatsbibliothek die Gedichthandschrift am 26. und 27. August 2016 in einer kleinen Jubiläumsausstellung. Die enorme Medienresonanz führte zu Berichten sogar in der Tagesschau. Zugleich publizierte die Bibliothek ein mit einem Begleitheft versehenes Faksimile des Gedichtblattes – es kann für fünf Euro plus Versandkosten bestellt werden unter publikationen@sbb.spk-berlin.de



DIE TEGERNSEER HAGGADAH (COD.HEBR. 200)

JÜDISCH. CHRISTLICH? EINZIGARTIG!

Seit der Säkularisation von 1803 gehört eine Haggadah-Handschrift des späten 15. Jahrhunderts zu den Kostbarkeiten der heute weltweit viel beachteten Hebraica-Sammlung der Bayerischen Staatsbibliothek. In einer Haggadah (hebr. ‚Erzählung‘) wird mit begleitenden Texten, Segenssprüchen, Gebeten und Liedern in hebräischer und aramäischer Sprache der Ablauf des Seder-Mahls beschrieben, das alljährlich in jüdischen Familien zum Auftakt des acht-tägigen Pessach-Festes gefeiert wird. Mit der bisweilen auch jüdisches Osterfest genannten Pessach-, Passah- oder Pascha-Woche wird an die Erlösung Israels aus der biblischen Knechtschaft in Ägypten durch das Exodusgeschehen erinnert. Haggadah-Ausgaben werden seit vielen Jahrhunderten in einer großen Vielzahl von Ausgaben für den Hausgebrauch produziert und sind in der Regel auch bebildert.

Die heute unter der Signatur Cod.hebr. 200 an der Bayerischen Staatsbibliothek geführte Handschrift war zuvor in der Bibliothek des Benediktinerklosters Tegernsee verwahrt worden. Sie wurde beschrieben und wiederholt erwähnt, das Augenmerk der Forschung richtete sich aber vorrangig auf einen beigefügten Prolog in lateinischer Sprache aus der Feder des Dominikanermönchs P. Erhard von Pappenheim. Das Original dieser

Abhandlung, die das Pessachgeschehen für Christen erklärt und ihnen die Riten des Sederabends deutet, ist auf das Jahr 1492 datiert (CIm 18526b, fol. 190–216), der Tegernseer Haggadah wurde ungefähr zeitgleich eine zwölfseitige Abschrift vorangestellt.

VOM JÜDISCHEN SEDERMAHL ZUR CHRISTLICHEN EUCHARISTIE?

Von Pappenheim war zuvor in den spektakulären Prozess um einen angeblichen Ritualmord eingebunden, dessen die jüdische Gemeinde von Trient im Jahr 1475 bezichtigt wurde.

Die Prozessakten wurden von dem Dominikaner ins Deutsche übertragen. Aus ihnen rezipiert P. Erhard in seinem Traktat über die Haggadah nicht nur den ebenso abstrusen wie gängigen Vorwurf, dass zur Herstellung von Matzen das Blut christlicher Kinder benötigt werde, sondern auch die in keinem anderen Fall vorgebrachte Behauptung, dass auch dem Wein beim Seder-mahl ein Tropfen Christenblut beizumischen sei. Die übrigen Angaben in seinem Prolog lassen trotz dieser schlimmsten antisemitischen Stereotypen auf eine – von diesen abgesehen – genaue Kenntnis tatsächlicher jüdischer Vorschriften und Vorstellungen schließen, weshalb wir annehmen müssen,

Prof. Dr. Stefan Jakob Wimmer ist Fachreferent für Hebräisch, Jiddisch und Alter Orient an der Bayerischen Staatsbibliothek

Abbildung oben: Zu den antisemitischen Stereotypen des Mittelalters gehörte die Schmähung, dass den ungesäuerten Broten für das Pessachfest das Blut christlicher Knaben beige-mischt werde. Die Ritualmordlüge von Trient wurde 1493 in der Nürnberger Weltchronik von Hartmann Schedel auf Grundlage von Foltergeständnissen ins Bild gesetzt. Quelle: BSB, Rar. 287.

rechte Seite:

Blatt 24v

Der Messias reitet auf einem springenden Schimmel in Jerusalem ein. Die Darstellung passt zu einer Vision aus der neutestamentlichen Johannesapokalypse (Off 19,11).

Foto: BSB, Cod.hebr. 200, Blatt 24v.

dass der Mönch alles, was die Beschuldigten in den unter Folter erpressten Geständnissen schilderten, für ebenso authentisch erachtete wie sein sonst erworbenes Wissen, das sich zumindest teilweise auch aus der Begegnung mit (vielleicht getauften) Juden gespeist haben dürfte. Sein Traktat unterscheidet sich jedenfalls – trotz der Ritualmordrezeption – deutlich von vielen zeitgenössischen Hetzschriften, indem er nicht darauf abzielt, Juden insgesamt alles erdenklich Böse zuzuschreiben, sondern in offenbar objektivem Bemühen sein vermeintliches und tatsächliches Wissen darstellt. Es kommt ihm dabei auf eine für das Spätmittelalter durchaus bemerkenswerte Einsicht an: Dass nämlich zwischen der christlichen Eucharistie und dem jüdischen Sedermahl nicht nur Ähnlichkeiten, sondern Abhängigkeiten bestehen: „Sowohl unser Erlöser, der Herr Jesus, wie die Kirche im Messamt vollziehen bis zu diesem Tag das beschriebene Passah-Mahl beim täglichen Opfer des Wahren Lammes nach (predictum pascalis cene ritum ... imitari), nämlich durch die Heiligste Eucharistie. Und das ist kein Wunder (Nec mirum)! Denn Jesus Christus kam nicht, das Gesetz aufzulösen, sondern es zu erfüllen.“ (§ 67).

2015 hat nun ein internationales Team renommierter Forscher eine vollständige und ausführlich kommentierte Faksimile-Ausgabe der Tegernseer Haggadah, einschließlich des Prologs, vorgestellt. Sie sind dabei zu der unerwarteten Einsicht gelangt, dass es sich keineswegs um eine typische Haggadah-Handschrift ihrer Zeit handelt, sondern dass sie Besonderheiten aufweist, die zu teilweise weit reichenden Spekulationen Anlass geben. Im Folgenden wird die Darstellung, die David Stern (Professor für Klassische Hebräische Literatur an der Univ. of Pennsylvania, jetzt am Dept. of Near Eastern Languages and Civilizations, Harvard Univ.), Christoph Marschies (Professor für Antikes Christentum an der Humboldt Univ. Berlin) und Sarit Shalev-Eyni (Professorin am Dept. für Kunstgeschichte der Hebräischen Univ. Jerusalem) gemeinsam in *The Monk's Haggadah. A Fifteenth-Century Illuminated Codex from the Monastery of Tegernsee, with a Prologue by Friar Erhard von Pappenheim* (The Pennsylvania State University Press, Philadelphia 2015) präsentierten, zusammengefasst und eine Einordnung versucht.

Ein Mann hält ungesäuerte Brote, daneben das hebräische Wort matsah, ‚Matze‘, in schwarzer und roter Tinte. Foto: BSB, Cod.hebr. 200, Blatt 21r.



כזית פירור וכורכה ויאכל ביהרד בהסוב
ויתן לבוב ואוכל באו טיבול ובלאו בינה זכר וזקדש כהילו ויתן לבוב
ואחר כך חובץ ושודץ כל יעריהב ואחר הסמורה יתן וינה שומת
שתחת האפה ואפיקוזץ ואוכל כזית ויתן לבוב ונטיץ יריהב ואו
וכרביץ אפי שוויב אחרונב חובה ואין טעונץ ברכה
ומידזניץ כוס שלישי לברכת המיזון
ויוזניץ כוס רביעי להל הגרול וזו עליו שפוך

על המיזון
הוא יתן
לפי המצוה

המיתר
על הגוי
אשר
לא ידעך



ועל המימילכות אשר בשמיד לא קדא



IRRITIEREND: IN DER TEGERNSEER HAGGADAH FLIESSEN JÜDISCHES UND CHRISTLICHES BILDPROGRAMM INEINANDER

Die Handschrift ist prachtvoll illuminiert. Sie enthält Initialen in Gold, teilweise auch in schwarz-rot wechselnder Tinte, wobei einzelne Buchstaben sogar in schreibtechnisch begründete Bestandteile farblich zerlegt werden – eine für hebräische Handschriften besonders charakteristische Form der Kalligraphie. Rankenornamentik umgibt die insgesamt 21 Miniaturen, die generell dem für Haggadah-Handschriften üblichen Bildprogramm entsprechen. In einigen Fällen enthalten sie jedoch exzeptionelle Abweichungen, die nun kurz zu besprechen sind.

Auf Blatt 24v (vorherige S.) wird unter der prachtvoll in Gold gesetzten Initiale zum Psalmvers שפוך חמתך על הגוים אשר לא ידעוך „Gieße Deinen Zorn aus über die Völker, die Dich nicht kennen, und über die Reiche, die Deinen Namen nicht anrufen!“ (Ps 79,6f.), wie an dieser Stelle üblich, der Einzug des Messias in Jerusalem dargestellt. Ein Schofarbläser weist auf ein erwartungsvoll geöffnetes Tor in der Stadtmauer. Die Gestalt des Erlösers ist durch einen zeitgenössischen Judenhut klar als Jude ausgewiesen. Er trägt ein rosafarbenes Gewand, langes, rötlichblondes Haar und einen ebensolchen, markant gespaltenen Bart. Sein weißes Reittier ist nun aber nicht das aus Sacharja 9,9 zu erwartende, und üblicherweise auch entsprechend dargestellte, demütige „Füllen einer Eselin“. Dieser König Messias galoppiert auf einem triumphierend springenden Hengst daher. Nur in der Johannesapokalypse findet sich eine Beschreibung, die dieser bildlichen Umsetzung entsprechen würde: „Und ich

sah den Himmel geöffnet und siehe, ein weißes Pferd, und der darauf reitet, heißt Treu und Wahrhaftig, und er richtet und führt Krieg in Gerechtigkeit.“ (Off 19,11).

Noch irritierender für ein jüdisches Ritualbuch fällt die Darstellung auf Blatt 17r aus. Nach dem 5. Buch Mose (Dtn 26,8) ביד חזקה „Und der Ewige führte uns aus Ägypten mit starker Hand und ausgestrecktem Arm“ und dem ersten Buch der Chronik (1 Chr 21,16) חרבו שלופה בידו „mit gezücktem Schwert in seiner Hand“ wird hier, sofern überhaupt eine bildliche Darstellung den Text begleitet, immer nur ein quasi aus dem Nichts, aus dem Himmel heraus gestreckter Arm mit erhobenem Schwert wiedergegeben. In unserem Fall ist eine thronende Person vollständig dar-

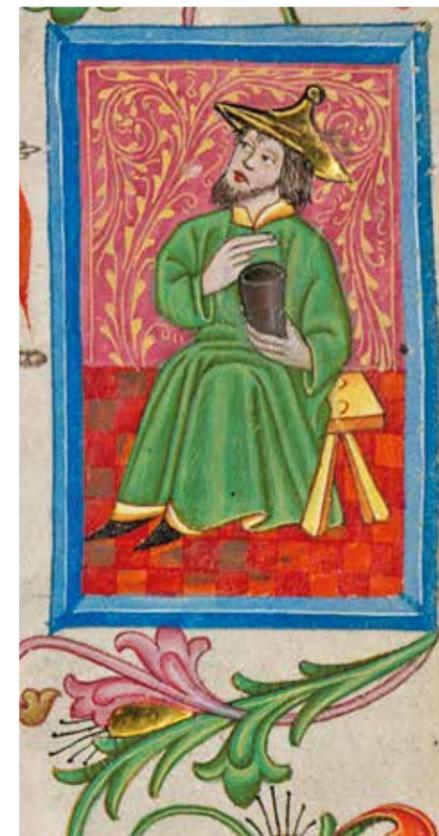


Blatt 17r

Anstelle einer Hand mit Schwert wird die Textstelle „mit gezücktem Schwert in seiner Hand“ von einer sehr ungewöhnlichen Gottesdarstellung begleitet. Die Gestalt gleicht dem Messias von Blatt 24v. Foto: BSB, Cod.hebr. 200, Blatt 17r.

gestellt – mit der nur Gott selbst gemeint sein kann! Die Gestalt trägt dasselbe rosa Gewand wie der Messias auf Blatt 24v und gleicht ihm in Haar- und Barttracht. Er führt mit der Rechten das Schwert und hält mit der anderen Hand zwei Finger in der Richtung des Daumens ausgestreckt, die anderen beiden Finger eingeknickt: das erinnert an den von Christusdarstellungen gut bekannten Gestus, der die Dreifaltigkeit und die beiden Naturen Jesu, seine göttliche und menschliche, symbolisiert. Als eucharistischer Segensgestus wurde er in der lateinischen Kirche auch vom Priester bei der Wandlung von Brot und Wein vollzogen.

Genau dieselbe Handhaltung vollzieht auf Blatt 7v der jüdische Familienvater über dem Kidduschbecher mit Wein. Neben den

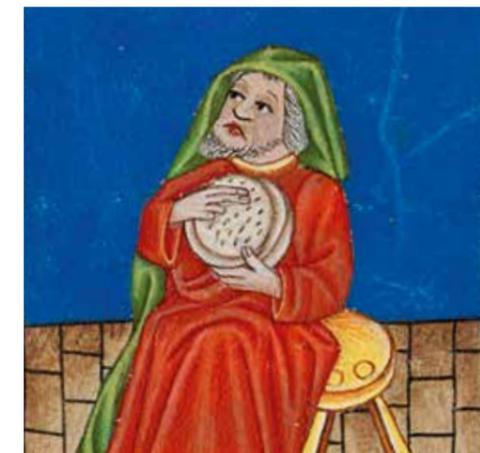


Blatt 7v

Zum Kidduschsegen über den Wein vollzieht die dargestellte Person mit der rechten Hand denselben Gestus, wie die Gottesdarstellung von Blatt 17r. Foto: BSB, Cod.hebr. 200, Blatt 7v.

Segen ברוך אתה יי אלהינו מלך העולם בורא פרי הגפן „Gepriesen bist Du, Ewiger, unser Gott, König der Welt, Schöpfer der Frucht des Weinstocks“ hat jemand in einer lateinischen Marginalie notiert: *benedictio calicis et vini*. Und schließlich finden wir denselben Gestus ein weiteres Mal – wie nun beinahe schon zu erwarten: Wo der Text auf Blatt 10r in aramäischer Sprache beschreibt: „Dieses einfache Brot haben unsere Väter im Land Ägypten gegessen“, hält der Hausvater in der linken Hand runde (einer Hostie nicht unähnliche) Matzen und vollzieht darauf mit der Rechten denselben, christlichen Segensgestus!

Die Gestalten auf den Blättern 7v und 10r unterscheiden sich in Gewandung und



Blatt 10r

Derselbe Gestus, vom Hausvater über den ungesäuerten Broten vollzogen, erinnert frappierend an den eucharistischen Segensgestus katholischer Priester. Foto: BSB, Cod.hebr. 200



Detailansicht aus „Lebendes Kreuz“ von Hans Fries, 1510–1512 (vgl. den Handgestus) Copyright: Museum für Kunst und Geschichte Freiburg/CH

Aussehen klar von der messianischen Figur, die uns nur in den beiden oben beschriebenen Miniaturen von den Blättern 17r und 24v entgegentritt. Rosafarbene oder rötliche Gewänder treten mehrmals auf, doch weist keine andere Figur in dieser Handschrift den aus der christlichen Ikonographie vertrauten, gespaltenen Bart auf. Die übrigen Illuminationen fallen nicht aus der Reihe, sie zeigen u. a. die Fronarbeit der Israeliten beim Bau der Städte für den Pharaon, die typologischen ‚vier Söhne‘ (der Kluge, der Böse, der Einfältige und der noch nicht zu fragen versteht, Blätter 12r–13r) und berühmte Rabbiner (Blätter 17v, 18r, 18v, 20v).



Blatt 11r
„Sklaven waren wir für Pharaon in Ägypten“, Israeliten bei der Ziegelherstellung für den Städtebau nach Exodus 1
Foto: BSB, Cod.hebr. 200

MÖGLICHE ANTWORTEN AUF EINEN UNGEWÖHNLICHEN BEFUND FÜHREN NACH PASSAU

Wie ist nun dieser ungewöhnliche Befund zu interpretieren? Wie kann das Bildprogramm einer Haggadah die Symbolik der christlichen Eucharistie auf Brot und Wein des Sedermahls übertragen? Wie das Kommen des Messias als die Wiederkunft Christi nach einer neutestamentlichen Vision darstellen? Wie kann sie gar Jesus Christus an die Stelle Gottes setzen?

Möglichen Antworten auf diese Fragen bringt uns der Passauer Domprediger Paulus Wann (1419 od. 1425–1489) näher. Nach Studium und Lehre an der Universität Wien –

das damals noch zur Diözese Passau gehörte – kehrte er 1460 nach Passau zurück und amtierte als Domprediger des dortigen Stephansdomes, wo sich sein Epitaph bis heute erhalten hat. Wann unterhielt enge Verbindungen zum Kloster Tegernsee und vermittelte dessen Bibliothekar Ambrosius Schwerzenbeck wiederholt Bücher. Aus einer Notiz von Johann Christoph von Aretin, der mit der Klosterbibliothekskommission 1803 die Bibliotheksbestände sichtete und mitnahm, wissen wir von acht Handschriften, die Wann dem Kloster vermachte, darunter auch die Haggadah. Sie muss sich also vor dessen Tod 1489 in seinem Besitz in Passau befunden haben und gelangte dann nach Tegernsee.

In Passau lebte eine seit dem 12. Jahrhundert belegte, jüdische Gemeinde mit eigener Synagoge, die jedoch 1478, als Paulus Wann zu den prominenten Klerikern der Domstadt gehörte, einem Pogrom zum Opfer fiel. Hintergrund war ein sogenannter ‚Hostienfrevler‘, der mit Wunderlegenden ausgeschmückt lange Zeit tradiert und sogar in die berühmte Liedersammlung ‚Des Knaben Wunderhorn‘ aufgenommen wurde. Die Angeklagten wurden hingerichtet, die übrige Gemeinde musste sich taufen lassen oder wurde vertrieben. Anstelle der Synagoge wurde 1479 die St. Salvatorkirche am Ufer der Ilz erbaut.

Möglich ist, dass die Haggadah im Zuge oder als Folge der Auslöschung der jüdischen Gemeinde von Passau in den Besitz des Dompredigers gelangte. Ihr Text dürfte in den Jahren vor 1478 in Passau oder möglicherweise in Wien entstanden sein. Dort wirkte eine Buchmalereiwerkstatt, der u. a. das ‚Münchner Buechlein von der Liebhabung Gottes‘ (Clm 173) zugeschrieben wird, und die nach Erkenntnissen von

Karl-Georg Pfändtner aufgrund stilistischer Übereinstimmungen auch für die Illuminierung der Tegernseer Haggadah verantwortlich sein dürfte (vgl. K.-G. Pfändtner in: Bilderwelten, Ausstellungskatalog BSB 2016, S. 40).

WIRKTEN CHRISTLICHE BUCHMALER BEI DER HAGGADAH COD.HEBR. 200 MIT?

Die Illuminierung von Handschriften wurde in der Regel nach der Fertigstellung des Textes als separater, letzter Schritt vorgenommen, und zwar von eigenen Spezialisten. Im Falle hebräischer Handschriften wurde auch die Punktierung, d.h. die Hinzufügung von Hilfszeichen für die Vokalisierung des Konsonantentextes, in einem eigenen Arbeitsgang realisiert. Es wurde



also erst der Text selbst von speziell ausgebildeten, natürlich jüdischen Schreibern in unpunktierter Quadratschrift ausgeführt, dann – meist von anderen, ebenfalls jüdischen Vokalisierern – die Punktierung ergänzt. Bei der Tegernseer Haggadah sind hier klar mehrere verschiedene Schreiberhände zu unterscheiden. Für die Illuminierung schließlich war es dann durchaus üblich, dass von jüdischen Auftraggebern christliche Werkstätten beauftragt werden konnten, wie wir aus zahlreichen Beispielen wissen.

Es wäre also immerhin denkbar, dass ein christlicher Buchmaler vertraute ikonographische Motive aus bloßer Routine in die Haggadah eingebracht hat, ohne ihre spezifisch christlichen Bildinhalte bewusst zu reflektieren. Ist es aber vorstellbar, dass der jüdische Auftraggeber dieses zweifellos sehr kostspieligen Haggadah-Exemplars diese Bildaussagen entweder nicht bemerkt oder sich womöglich nicht daran gestört hat? Im Fall der Handhaltung, die in der spätmittelalterlichen Bilderwelt als christlicher Segensgestus omnipräsent war, erscheint das schwierig, mag aber nicht auszuschließen sein. Für den triumphierenden Messias auf einem Hengst ist eher vorstellbar, dass das Motiv aus der Johannesapokalypse in einer jüdischen Gemeinde zu wenig bekannt war und nicht entsprechend zugeordnet worden wäre. Die Darstellung Gottes als Mensch ist aber aus jüdischer Sicht unter allen Umständen undenkbar, selbst dann, wenn die Identität der Gestalt mit dem Messias und seine Gleichsetzung mit Christus nicht wahrgenommen worden wäre.

Epitaph des Passauer Dompredigers Paulus Wann (1419–1489), der die Haggadah aus seinem Besitz an die Klosterbibliothek Tegernsee vermachte.

Quelle: Stefan Wimmer

WER GAB DAS WERK IN AUFTRAG? – WER NAHM DAS HYBRIDWERK IN BESITZ?

Unter dem Auftraggeber stellen wir uns ein hochrangiges Mitglied der Passauer jüdischen Gemeinde vor, das in der Lage war, sich eine prachtvoll gestaltete Haggadah zu leisten. Wenn er das fertige Buch aus der Wiener Werkstatt zurückerhalten und es – davon ist wohl auszugehen – aufmerksam durchgesehen hat, dann muss er es als anstößig und als für seine Bestimmung, für die Verwendung beim Sederabend, inakzeptabel empfunden haben. Hat er sich vielleicht entschlossen, es zu veräußern und fand im Domprediger Wann einen Abnehmer, der gerade wegen der aus jüdischer Sicht unerträglichen, aus christlicher Sicht aber faszinierenden Miniaturen dafür zu interessieren war?

Oder hat das illuminierte Werk den jüdischen Auftraggeber überhaupt nicht mehr erreicht, weil er inzwischen dem Pogrom von 1478 zum Opfer gefallen war? Ging das Buch stattdessen direkt in den Besitz von Paulus Wann über? Hat dieser sich dann damit befasst und die Besonderheiten der Handschrift überhaupt bemerkt? Hat er sich die Koinzidenz der eucharistischen Symbolik vor dem Hintergrund des vermeintlichen Passauer Hostienfrevels als fügungsvolle Bestätigung und Apologie für das Pogrom zurechtgelegt?

Oder gehörte der Auftraggeber vielleicht zu den im Zuge des Pogroms Zwangsgetauften, und spielt ein Zusammenwirken mit Paulus Wann womöglich eine Rolle bei der, in dem Fall dann ganz bewusst christlichen Bildinterpretation? Haben der Domprediger und der getaufte Jude, ob freiwillig oder unfreiwillig, gemeinsam diese ‚interpretatio contra Judaeos‘ verantwortet?

Diese Fragen werden sich nicht beantworten lassen. Die Autoren und Herausgeber von ‚The Monk’s Haggadah‘ präsentieren mehrere Optionen als mögliche Erklärungen, legen sich aber selbst nicht fest: „Whether the maximalist or the minimalist interpretation, or some variant between them, is closest to the true story of our codex’s history is impossible to say at the present time.“ (D. Stern in: The Monk’s Haggadah, S. 17).

DAS HYBRIDWERK DIENST IN DER FOLGE CHRISTLICH-EXEGETISCHEN INTERESSEN

Es scheint aber doch von Bedeutung zu sein, dass gerade dieses Exemplar einer Haggadah mit dem Prolog des Erhard von Pappenheim versehen wurde, der das jüdische Sedermaß als Vorlage für die christliche Eucharistie deutet. Die Übereinstimmung zwischen den exzeptionellen Elementen des Bildprogramms und dem wenige Jahre danach, nämlich im Auftrag des Abtes von Tegernsee verfassten Kommentars, ist verblüffend. Beides illustriert, in Wort und in Bild, die Überzeugung vieler zeitgenössischer Theologen, wonach jüdische Schriften christliche Wahrheiten enthalten und bestätigen würden, wenn sie nur ‚richtig‘, also nicht jüdisch, sondern christlich gedeutet würden. Die Tegernseer Haggadah erscheint wie ein konsequentes Produkt dieser theologischen Position. Über das späte Mittelalter hinaus war sie für die Motivation christlicher Hebraisten bestimmend und nahm auch über die Reformation an Bedeutung noch zu. So ist etwa die Gründung und Förderung der hebräischen Druckerei im oberpfälzischen Sulzbach, die für lange Zeit europaweit von herausragender Bedeutung werden sollte, in diesen Kontext einzuordnen. Der Sulzbacher Landesfürst Christian August (1622–1708) erwartete nach dem Dreißigjährigen Krieg die baldige Wiedervereinigung der

christlichen Kirchen und führte daher in seinem Territorium ein Simultaneum, d. h. die Gleichberechtigung katholischen und protestantischen Bekenntnisses ein. Er ließ 1666 auch die Gründung einer jüdischen Gemeinde zu, während andernorts im deutschsprachigen Raum Juden in der Regel ausgewiesen waren oder verfolgt wurden, und ließ neben mehreren christlichen auch eine hebräische Druckerei gründen. Sein Hauptinteresse galt dabei der Kabbala, weil er davon überzeugt war, in der jüdischen Mystik christliche Wahrheiten aufdecken zu können. Letztlich trieb ihn dabei auch die Hoffnung an, dass auch die Juden sich schließlich der gemeinsamen christlichen Religion und Kirche anschließen würden (vgl. S. J. Wimmer in: Von Sulzbach bis Tel Aviv, Ausstellungskatalog BSB 2015, S. 29).

CHRISTENTUM UND JUDENTUM: EINE ASYMMETRISCHE BEZIEHUNG

Die theologischen Positionen, die vor dem Hintergrund der Tegernseer Haggadah aufscheinen, mögen im Angesicht von blindwütigem Judenhass und massenhafter Verfolgungen und Vertreibungen als fortschrittlich für ihre Zeit erscheinen und sind es auch. Wenn Erhard von Pappenheim den christlichen Lesern seines Traktats über die Haggadah – primär Mönchen und Theologen – Jesus explizit als den Erfüller des jüdischen Gesetzes (d. h. der Tora) prä-

sentiert, dann steht für ihn fest, dass Jesus Jude war. Der Judenhut, den der schimmelreitende Messias trägt, stellt die Verbindung zu den zeitgenössischen Juden her und macht sie augenscheinlich. Dennoch ist die Bezogenheit der christlichen Liturgie auf jüdische Vorbilder, wie sie hier verstanden und propagiert wird, letztlich antijüdisch motiviert. Denn das Judentum, wie es sich selbst immer verstanden hat, wird damit als überkommen disqualifiziert. Sein Fortbestehen bleibt in der Konsequenz ein Ärgernis, die Konversion aller Juden zum Christentum das Ziel. Von dieser Zielsetzung führt noch ein sehr weiter Weg bis zur Anerkennung eines respektvollen Nebeneinanders beider Religionen. Ein anderer Weg, ein Abweg, hat vom Streben nach Beseitigung des als solchen gebrandmarkten Ärgernisses zum Wahn von der Auslöschung des Judentums insgesamt geführt.

Die Tegernseer Haggadah bleibt ein außergewöhnliches Zeugnis aus der Zeit, als in der asymmetrischen Beziehung des Christentums zum Judentum Wege wie Abwege beschriftet wurden. Hat sie die Richtung für die spätere Entdeckung der Geschwisterlichkeit von Juden und Christen gewiesen? Oder hat sie mit die Grundlagen für die verhängnisvolle Entwicklung bis hin zu einer ‚Endlösung‘ gelegt? In jedem Fall dient sie als bleibende Mahnung.

„Was unterscheidet diese Nacht von allen Nächten?“ lautet eine bekannte Frage im Ritual des Sederabends, hier in rot und schwarz geschriebenen Buchstaben hervorgehoben. Für den Cod.hebr. 200 möchte man fragen: „Was unterscheidet diese Haggadah von allen anderen Haggadah-Ausgaben?“
Foto: BSB





PAUL KUTTNER UND DIE BERLINER SAMMLUNG LITERATUR AUS DP-LAGERN

VON BERLIN NACH NEW YORK UND VIRTUELL UND SYMBOLISCH ZURÜCK

In Zeiten der E-Mail-Kommunikation werden sie selten, die Briefwechsel. Und doch gibt es sie noch. Hier sei von einem besonderen Briefwechsel berichtet.

KORRESPONDENZPARTNER NUMMER 1

Als Hitler im Sommer 1933 Babelsberg besuchte, formierten zwei Kolonnen seiner Leibstandarte einen Korridor für den Einzug des ‚Führers‘ in die UFA-Studios. Der 10-jährige Paul, der als Kinderschauspieler u.a. in der Verfilmung von ‚Emil und die Detektive‘ mitgewirkt hatte, war hierüber so erschrocken, dass er sich auf der Suche nach seinem Vater zwischen zwei Uniformierten durchdrängte, stolperte und vor Hitler auf den Boden fiel. Dass dieser das blonde Kind aufhob, wurde medienwirksam in der Wochenschau vermarktet. Worte wie Ironie oder Absurdität treffen es nur unzureichend: Wenige Jahre später gelang dem Jungen mit einem Kindertransport die Flucht vor dem Holocaust.

KORRESPONDENZPARTNERIN NUMMER 2

Zu Beginn des Gedenkjahres an den Ersten Weltkrieg, im Januar 2014, stellte die Staatsbibliothek zu Berlin die Ergebnisse des großen Digitalisierungsprojekts ‚Europeana 1914–1918‘ der Öffentlichkeit vor: über 400.000 Materialien aus den Jahren

1914–1918, die in zehn europäischen Nationalbibliotheken aufbewahrt werden, waren ausgewählt, digitalisiert und kostenlos im Internet zur Verfügung gestellt worden. Gleichzeitig erhielt auch die Öffentlichkeit die Gelegenheit, im Foyer des Hauses Potsdamer Straße Erinnerungsstücke aus der eigenen Familie digitalisieren und in die Datenbank Europeana hochladen zu lassen – eine Virtualisierung der eigenen Familiengeschichte im Ersten Weltkrieg (vgl. Bibliotheksmagazin 2/2014). Diese ungewöhnliche Aktion fand in der Presse breiten Widerhall, auch in der vom Berliner Senat herausgegebenen Zeitschrift ‚Aktuell‘, die „ehemalige Berlinerinnen und Berliner, die in der Zeit des Nationalsozialismus emigrieren mussten, über das Geschehen in ihrer ehemaligen Heimatstadt“ informiert. Diese Zeitschrift war das Bindeglied, durch das der vor dem Holocaust geflüchtete Junge aus der Wochenschau und die Staatsbibliothek zu Berlin korrespondierend zusammenkamen.

Kurze Zeit darauf erhielten wir nämlich einen Brief des damals 92-jährigen New Yorkers mit deutsch-jüdischen Wurzeln, Paul Kuttner jr., der in ‚Aktuell‘ über die Digitalisierungs-Aktion gelesen hatte. Kurzerhand hatte er einfach den im Artikel erwähnten Namen einer Bibliothekarin abgeschrieben und sich an seine Schreib-

Dr. Ulrike Reuter ist Mitarbeiterin der Wissenschaftlichen Dienste und hat von 2010 bis 2014 beim Digitalisierungsprojekt ‚Europeana 1914–1918‘ mitgewirkt

Petra Figeac ist Fachreferentin für Ägyptologie, Christlichen Orient, Judaistik und Hebraistik in der Orientabteilung



Luftpost aus New York: einige der Briefe Paul Kuttners aus den Jahren 2014 bis 2016
Foto: SBB-PK, Carola Seifert

Dokument von 1917, das den Vater Paul Kuttner, Oberstabsarzt Dr. Paul Kuttner (1878–1943), als Kriegsgefangenen der französischen Armee ausweist. Foto: Europeana 1914–1918 CC-BY-SA 3.0



maschine gesetzt. Seiner Bitte, seine Familiengeschichte in die Datenbank Europeana aufzunehmen, kamen wir gerne nach, da die Bezüge zwischen Paul Kuttner Familie und Berlin vielfältig sind. In den vergangenen zwei Jahren entwickelte sich daraufhin ein lebhafter Briefwechsel zwischen Berlin und New York, schon zweimal erhielten wir sogar ein Päckchen mit einem Kuchen aus der berühmten Collin Street Bakery. Und als das N der New Yorker Schreibmaschine irgendwann seinen Dienst quittierte, trug Paul Kuttner jedes N sorgfältig von Hand im Typoskript nach.

Nach und nach erfuhren wir immer mehr über unseren Korrespondenzpartner. Paul Kuttner stammt aus einer assimilierten jüdischen Familie, er schreibt: „Nach Hitler’s 1935 Rassegesetzen wurde meine ganze Familie (und ich) als Voll-Juden erklärt, obwohl meine Eltern, Schwester, Onkeln & Tanten, Cousins & Cousinen alle christlich getauft & konfirmiert (ich in 1938) waren als Protestanten“. Der Vater, Dr. Paul Kuttner, hatte sich 1911 taufen lassen und praktizierte als Arzt in einer Praxis am Kurfürstendamm. Im Ersten Weltkrieg diente er als Oberstabsarzt in Frankreich, später wirkte er als Vertrauensarzt der UFA

Dr. Paul Kuttner, Träger des Eisernen Kreuzes, im Jahr 1915
Foto: Europeana 1914–1918
CC-BY-SA 3.0

in Babelsberg. In erster Ehe war er verheiratet mit Margarethe Kuttner, der Tochter des bedeutenden Hamburger Pathologen und Bakteriologen Professor Dr. Eugen Fraenkel, der den Gasbranderreger entdeckt hatte.

Der 1922 geborene Paul Kuttner jr. wuchs in Berlin-Wilmersdorf auf, besuchte das Bismarck-Gymnasium in der Pfalzburger Straße, bis er am Morgen nach der Reichspogromnacht vom Direktor

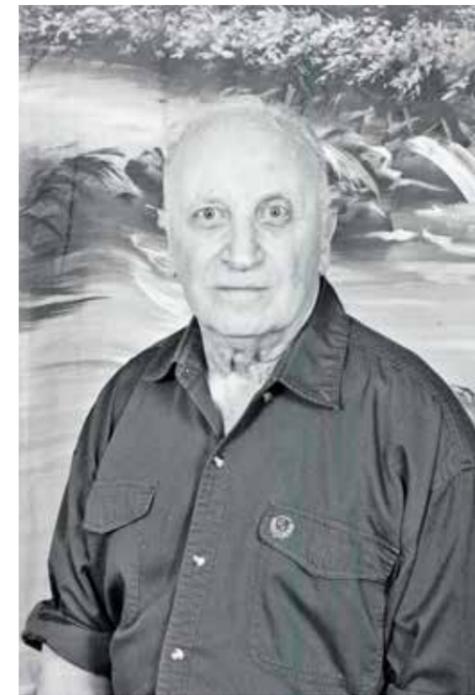
als Dreckjude beschimpft und von der Schule suspendiert wurde. In der Pogromnacht war der Junge Zeuge einer öffentlichen Hinrichtung eines jungen Mädchens geworden, das von Nationalsozialisten an einem Laternenmast aufgehängt wurde. Paul Kuttner entging der Deportation und Ermordung, da es seiner Mutter gelang, den 16-Jährigen im Februar 1939 mit einem Kindertransport nach London zu schicken, nachdem Großbritannien die Einreisebestimmungen für Kinder, die als jüdisch im Sinne der Nürnberger Gesetze galten, gelockert hatte.



Die Eltern selbst überlebten den Holocaust nicht: Sein Vater wurde 1942 nach Theresienstadt und seine Mutter 1943 nach Auschwitz deportiert. Seiner zehn Jahre älteren Schwester Annemarie gelang das Überleben im Berliner Untergrund: sie konnte sich bei einer deutschen Familie, zuletzt in einer Laubenkolonie, verstecken. Nach Kriegsende übersiedelte sie in die USA, wohin ihr Paul Kuttner 1948 aus England folgte. Den weiteren Lebensweg des späteren Journalisten, Übersetzers, Autors und Werbefachmanns beschreibt seine 2009 publizierte Autobiographie ‚An endless struggle‘, die – obwohl längst vergriffen – für die Staatsbibliothek erworben werden konnte (Signatur: 1A921936).

Auch dieser Anblick ist selten geworden in Zeiten von PayPal und Online-Banking: manchmal lagen den Briefen aus New York auch Schecks bei. Die Staatsbibliothek zu Berlin ist Paul Kuttner heute zu großem Dank für seine wiederholten großzügigen Spenden verpflichtet. Dass mit seinen Spenden Bücher aus der Sammlung der ‚Displaced Persons‘ restauriert werden konnten, freute Herrn Kuttner außerordentlich, da er selbst ab 1948 als Sozialarbeiter für ‚Displaced Persons‘ in New York wirkte.

Aus seiner Korrespondenz mit der Staatsbibliothek wird deutlich, wie wichtig ihm das Wachhalten der Erinnerung an seine vom Holocaust nahezu vollständig ausgelöschte Familie blieb. Wieder und wieder schrieb Paul Kuttner auf seiner Schreibmaschine seine Familiengeschichte nieder. Dass dieses Wachhalten nicht immer einfach ist, zeigt die Tatsache, dass in der Wikipedia der Eintrag für seinen Vater u.a. mit der Begründung fehlender biographischer Relevanz gelöscht wurde. Im ‚Jewiki‘, das „keinerlei Relevanzhürden errichtet“ und



Der Sohn Paul Kuttner jr., New York, im Jahr 2015
Foto: privat

Wie erst kurz vor Drucklegung bekannt wurde, verstarb Paul Kuttner am 25.10.2016 im Alter von 94 Jahren. Die Staatsbibliothek wird ihm ein ehrendes Andenken bewahren.

den Eintrag zu Paul Kuttner noch enthält, ist die verstörende Löschdiskussion verlinkt und nachlesbar, in der es u. a. heißt: „Millionen Soldaten und Zivilisten aller Nationen, jeglichen Glaubens und mit individuellen Schicksalen starben im 2. Weltkrieg – und warum diesen hervorheben, jeden TAG sterben hunderte unbekannte Afghanen, Iraker, Sudanesen und Somalis (Aufzählung beliebig erweiterbar) – soll dass jetzt hier ein Projekt zum Gedenken des unbekanntenen Kriegsofopfers werden?“

Neben den virtuellen Spuren in Europeana und der Datenbank der Gedenkstätte Yad Vashem bemühte sich Paul Kuttner erfolgreich um weitere Erinnerungszeugnisse. So ließ er Stolpersteine für seine Eltern verlegen, für Dr. Paul Kuttner am Kurfürstendamm 72 und für Margarethe Kuttner in der Kaiserallee und heutigen Bundesallee 26. Dem Jüdischen Museum stiftete er das Handtuch, das ihm seine Mutter 1939 auf

Die Überlebenden wurden später Displaced Persons: die Familie Kuttner im Jahr 1917 in Hamburg (siehe auch Titelfoto)
Foto: Europeana 1914–1918
CC-BY-SA 3.0



den Kindertransport mitgab und seine letzte physisch greifbare Erinnerung an sie darstellt. Der Staatsbibliothek schenkte er die Festschrift für seinen bedeutenden Großvater Eugen Fraenkel, die 1923 innerhalb der medizinischen Fachzeitschrift ‚Virchow’s Archiv‘ erschien. Sie wird gemeinsam mit der Korrespondenz zwischen Paul Kuttner und der Staatsbibliothek in der Handschriftenabteilung aufbewahrt werden – um auch künftigen Generationen vom Schicksal einer deutsch-jüdischen Familie aus Berlin und New York zu künden.

DIE SAMMLUNG LITERATUR AUS DP-LAGERN IN DER BERLINER STAATSBIBLIOTHEK

Als Deutschland 1945 von den alliierten Armeen besetzt wurde, gab es etwa 6,5 bis 7 Millionen ‚Displaced Persons‘. Angelika Königseder und Juliane Wetzel definieren in ihrem Standardwerk ‚Lebensmut im Wartesaal : Die jüdischen DPs (Displaced

Persons) im Nachkriegsdeutschland den Begriff folgendermaßen: „Der Begriff ‚DP‘ umfaßte all jene Personen, die infolge des zweiten Weltkriegs aus ihrer Heimat durch Kriegseinwirkungen und deren Folgen vertrieben, geflohen oder verschleppt worden waren. ... Eine kleine Gruppe unter den DPs stellten die jüdischen Überlebenden dar, die aber durch Verfolgung und Erfahrungen während der NS-Zeit mehr als alle anderen auf besondere Hilfe angewiesen waren. Diese Überlebenden nannten sich selbst Sche’erit Haplejtta, der ‚Rest der Geretteten.‘“ (S. 7) Die beiden Worte Sche’erit Haplejtta sind biblisch und im zweiten Buch der Könige heißt es: „Wer vom Haus Juda entronnen und übriggeblieben ist, wird wieder unten Wurzeln treiben und oben Frucht tragen.“ (2 Kö 19:30–31)

Die Bücher aus der seit 2009 in der Staatsbibliothek zu Berlin aufgebauten Sammlung sind Ausdruck dieser Früchte und neuer Wurzeln, zeigen sie doch die Lebendig-

keit und den erstaunlichen Lebensmut des jüdischen Volkes, dessen Überlebende quasi sofort nach der Shoa in den Lagern der Besatzungszonen anfangen, die ersten Augenzeugenberichte der Katastrophe zu publizieren, religiöse Werke nachzudrucken und Bücher und Lehrbücher herzustellen, die u.a. auf das Leben in Palästina vorbereiten sollten. In den Lagern waren die vielfältigen Strömungen des Judentums vertreten: Sozialisten und Zionisten genau so wie fromme Chassiden; die meisten jüdischen DPs kamen aus Osteuropa, deutsche Juden hatten kaum überlebt.

Charakteristikum der an der Staatsbibliothek aufgebauten Sammlung ist, dass sie überregional und vollständig sammelt, sich also nicht wie andere Bibliotheken nur für die regional publizierte Bücher interessiert, sondern versucht, zentral in einer Biblio-

thek der Forschung einen möglichst breiten Einblick in die Publikationstätigkeit in den DP-Lagern in Deutschland zu ermöglichen.

Zieht man die Geschichte der Bücher, die in den DP-Lagern entstanden sind, in Betracht – die Papierknappheit im chaotischen Nachkriegsdeutschland und der Mangel an Bindematerial und hebräischen Typen – so ist es nicht verwunderlich, dass die Bücher dieser Sammlung nicht in gutem Zustand sind. Selbstverständlich landeten diese Werke nach der Auflösung der Camps in den 50er Jahren nicht in wohl klimatisierten Bibliotheken, sondern haben oft eine Odyssee über Israel, USA und andere Stationen hinter sich.

Durch die großzügige Spende von Herrn Kuttner konnten fünf dieser Werke restauriert und somit der Forschung und

Pessach-Haggada, restauriert mit einer Spende von Paul Kuttner jr. Foto: Cordula Teuffert



Vor und nach der Restaurierung:
Schadensbild und
Sicherung der Risse
Fotos: Cordula
Teuffert



Öffentlichkeit wieder zugänglich gemacht werden. Es handelt sich hierbei – durchaus typisch für die Sammlung – um vier religiöse Werke und ein Buch aus dem Umkreis der jüdischen Arbeiterbewegung: Das Büchlein ‚Ber Borokhoy : Zayn lebn, shafn un kamf‘. Farlag (Po‘ale Tsiyon, Linke, 1946, 4 A 44979) ist eine in Jiddisch verfasste kurze Biographie und stellt die Hauptgedanken Borochovs vor. Borochov (1881 – 1917) war Sozialist, Zionist und Linguist der jiddischen Sprache. Als Mitbegründer der wichtigen zionistischen Organisation Po‘ale Zion (Arbeiter Zions) gilt er als einer der führenden Persönlichkeiten der jüdischen Arbeiterbewegung.

Bei den religiösen Werken, die restauriert werden konnten, handelt es sich um eine Pessach-Haggada von 1946 aus dem Lager Föhrenwald, die neben dem Üblichen noch die Ausführungen von Schülern des Rabbi Baal Shem Tov, der als Begründer der chasidischen Strömung im Judentum gilt, enthält (4 A 41422). Das dritte Buch ist ein ins Polnische übersetztes Werk des Rabbiners

Ber Frenk, der 1845 starb. Frenk war Schüler des berühmten orthodoxen Rabbiners Hatam Sofer (1762 – 1839) und verfasste zahlreiche Abhandlungen über religiöse Pflichten und Gebote (4 A 41040). Das vierte Werk ist eine Pessach-Haggada aus München von 1947 (4 A 41592), das fünfte Werk, das sich noch in der Restaurierungsphase befindet und teilweise mit der Spende von Herrn Kuttner restauriert werden kann, ist der fünfte Teil einer Ausgabe der Tora (Chumesh), also das Buch Deuteronomium (4 A 41378-5).

Die Schadensbilder sind bei allen Werken ähnlich: die Bücher sind zu reinigen und zu stabilisieren, Risse sind zu sichern und Kanten zu glätten. Vor allem müssen die oft rostigen Klammern entfernt und durch Heftfaden ersetzt werden. Erst nach dieser Restaurierung können die Werke wieder ohne Schaden sicher benutzt und der Forschung zur Verfügung gestellt werden. Durch die großzügige Spende von Herrn Kuttner ist das jetzt für fünf weitere wichtige Zeitzeugen gelungen.



30 PALMBLATTHANDSCHRIFTEN AUS SRI LANKA

Dank der großzügigen finanziellen Unterstützung des Vereins der Förderer und Freunde der Bayerischen Staatsbibliothek e.V. gelang der Bibliothek 2016 der Ankauf eines seltenen Konvoluts von 30 Palmblatthandschriften aus Sri Lanka. Ein Angebot in dieser Größenordnung war seit vielen Jahren nicht mehr auf dem Antiquariats- und Kunstmarkt und ist wohl auch in absehbarer Zukunft nicht zu erwarten. Aus wissenschaftlicher und bibliothekarischer Sicht sollte eine derartige in Form und Inhalt zusammengehörige Sammlung nicht auseinandergerissen werden und in privaten Besitz oder zu Kunsthändlern gelangen, weil dadurch wertvolle und einmalige

Textquellen für die Forschung verloren gingen. Allerdings konnte diese hochpreisige Erwerbung nur durch die Einwerbung von Drittmitteln realisiert werden. Deshalb hat die Bibliothek im Frühjahr 2016 einen entsprechenden Antrag an die Förderer und Freunde des Hauses gestellt, der in vollem Umfang positiv beschieden wurde.

ASIATISCHE HANDSCHRIFTEN AN DER BAYERISCHEN STAATSBIBLIOTHEK

Die Bayerische Staatsbibliothek kuratiert ca. 11.700 Handschriften und ca. 362.000 Drucke asiatischer Provenienz. Die Anlage dieser Spezialsammlungen, insbesondere der

Dr. Helga Rebhan
ist Leiterin der
Orient- und Asien-
abteilung der
Bayerischen
Staatsbibliothek

Foto oben:
Teil des erworbenen
Konvoluts
Foto: J. Baader

Förderer
Freunde
der Bayerischen
Staatsbibliothek e.V.

chinesischen und Sanskrit-Fonds, setzte im 19. Jahrhundert im Konnex mit der Einrichtung von einschlägigen Lehrstühlen an den Universitäten ein. Eine äußerst fruchtbare Periode für den Ausbau der asiatischen Fonds begann seit den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts mit der systematischen Erwerbung umfangreicher Quellensammlungen aus Zentral-, Süd-, Südost- und Ostasien. Die Bibliothek hat seitdem Angebote des globalisierten Marktes für die Erwerbung nicht nur qualitativ, sondern auch quantitativ relevanter Bestände konsequent genutzt, sodass sich der Umfang dieser Spezialsammlung in den letzten 40 Jahren mehr als vervierfacht hat.

Einen signifikanten inhaltlichen Schwerpunkt der asiatischen Handschriften bilden Texte in zahlreichen Sprachen des buddhistischen Kulturkreises. Die Vielfalt und

Reichhaltigkeit dieser Schriftstücke dokumentierten 2005 die opulente Ausstellung ‚Die Worte des Buddha in den Sprachen der Welt‘ und 2008 die Schau ‚Liebe, Götter und Dämonen: wertvolle asiatische Handschriften der Bayerischen Staatsbibliothek‘ in anschaulicher Weise.

BUDDHISMUS IN SRI LANKA

Sri Lanka, früher Ceylon, gehört zu den ältesten buddhistischen Ländern, wo sich seit der Mitte des 3. vorchristlichen Jahrhunderts die Lehre des Buddha ausgebreitet hat. Die alten Königsstädte Anuradhapura, Polonnaruwa und Kandy, unzählige Buddha-Statuen, Stupas, die dort Dagobas heißen, und mehrere hundert Klöster zeugen von einer über zwei Jahrtausende währenden buddhistischen Kultur, die das Land bis heute eindrucksvoll prägt.



Liegender Buddha in Aluvihara, Sri Lanka. Foto: Dr. Helga Rebhan

Tipitaka nach bis zu diesem Zeitpunkt nur mündlichen Überlieferungen auf Palmblättern in der mittelindischen Sprache Pali, der Sakralsprache des Buddhismus, verschriftlicht. Bis heute hat sich in diesem Kloster die traditionelle Schriftkultur fortgesetzt. In einem kleinen Museum werden die Arbeitsprozesse bei der Herstellung von Palmblatthandschriften demonstriert.

PALMBLÄTTER ALS SCHRIFTRÄGER

Palmblatthandschriften waren über Jahrhunderte hinweg der wichtigste Textträger in Süd- und Südostasien. Bevor sie sich als Schriftträger eigneten, wurden die Palmblätter in einer Speziallauge gekocht, getrocknet und anschließend glatt poliert. Danach wurden sie in der gewünschten Größe zurechtgeschnitten. Das ausgeprägte Querformat von Palmblattmanuskripten ist dabei den natürlichen Dimensionen des Beschreibstoffs geschuldet. Anschließend fasste man die benötigte Anzahl an Palmblättern zu einem Bündel zusammen. Hierzu wurden die einzelnen Blätter mit einem oder zwei Löchern versehen, durch die man eine Kordel führte, um den Block zusammen zu halten. Zum Schutz der Blätter erhielt das Manuskript am Anfang und am Ende je einen meist hölzernen Deckel, um den die Schnur zur Stabilisierung der Handschrift gewickelt wurde. Zusätzlich kann ein Elfenbein- oder Metallknopf zur Fixierung des Bindfadens angebracht sein. Das von privat erworbene Konvolut ist über Jahre hinweg in mehreren Tranchen gesammelt worden. 28 Handschriften in Singhalesisch belegen

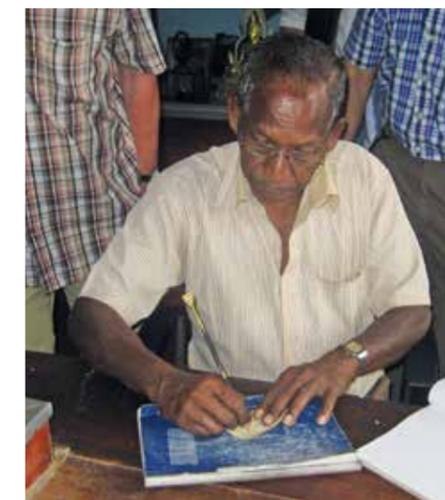
Beschreiben eines Palmblattes in Aluvihara. Foto: Dr. Helga Rebhan

Einzelhandschrift mit Kordel Foto: J. Baader

Singhalesische Buddhisten vertreten den Theravada, die älteste noch existierende Schultradition des Buddhismus, die nur die ursprünglichen Lehren und Regeln des Buddha anerkennt. Als authentische Grundlage der buddhistischen Lehre und als Sammlung der kanonischen Schriften gilt der Tipitaka oder Tripitaka, wörtlich ‚Dreikorb‘, der aus drei maßgeblichen Teilen besteht: dem Vinayapitaka, den Ordensregeln, dem Suttapitaka, den Worten des Buddha, und dem Abhidhammapitaka, der systematischen Darstellung der Lehre. Diese elementaren Texte finden sich in einer Vielzahl von buddhistischen Palmblatthandschriften des Theravada-Buddhismus, der insbesondere in Sri Lanka, Birma, Thailand, Laos und Kambodscha verbreitet ist.

BEGINN DER SCHRIFTLICHEN ÜBERLIEFERUNG BUDDHISTISCHER LEHRE VOR ÜBER 2.000 JAHREN

Das uralte Felsenkloster Aluvihara spielte bei der Tradierung der buddhistischen kanonischen Texte eine entscheidende Rolle: Im 1. Jahrhundert v. Chr. wurde dort der



Cod.Singh. 433 Foto: BSB



ihre direkte Provenienz aus Sri Lanka. Zwei Handschriften zeigen einen Schnitt in Rot-Gold, sind in birmanischer Schrift geschrieben und demnach in Myanmar entstanden. Handschriften birmanischer Provenienz in einem Konvolut von Manuskripten aus Sri Lanka vorzufinden, mag zunächst erstaunlich erscheinen, doch gibt es eine Erklärung dafür: Im 19. Jahrhundert bestand ein reger Kontakt zwischen buddhistischen Würdenträgern Sri Lankas und Birmas. Dabei liebte man sich gegenseitig Handschriften in Pali aus, deren Texte verloren gegangen waren, um sie auf Palmblättern in die singhalesische bzw. birmanische Schrift zu übertragen.

THEMEN SIND NEBEN BUDDHISTISCHEN INHALTEN AUCH AYURVEDA, ASTROLOGIE UND GRAMMATIK

Die Handschriften des jüngst erworbenen Konvoluts aus Sri Lanka stammen teilweise aus dem 18. Jahrhundert, sind von unterschiedlicher Größe und Umfang und häufig mit reizvollen polychrom ornamentierten Originalbuchdeckeln versehen, die typisch für kanonische buddhistische Texte aus Sri Lanka sind. Inhaltlich enthält das Gros der Handschriften Texte des Tipitaka. Das thematische Spektrum ist aber längst nicht auf religiöse Quellen beschränkt, sondern umschließt auch medizinische Ausführungen zum Ayurveda, eine astrologische Abhandlung und eine Grammatik.

Der Codex tibet. 923 aus der Bayerischen Staatsbibliothek.
Foto: BSB



BUDDHISMUS-FORSCHUNG IN MÜNCHEN

Prof. Dr. Jens-Uwe Hartmann, Lehrstuhlinhaber für Indologie an der Ludwig-Maximilians-Universität München, hat die Erwerbung nachdrücklich begrüßt, denn die Erforschung der buddhistischen Literatur auf der Grundlage von Handschriften bildet einen wesentlichen Schwerpunkt der Münchener Indologie. Sie ist maßgeblich am umfangreichen, von der Bayerischen Akademie der Wissenschaften durchgeführten Forschungsvorhaben (2012–2033) ‚Buddhistische Handschriften‘ aus Gandhāra beteiligt. Es steht zu erwarten, dass mit den fraglichen Handschriften aus Sri Lanka wichtiges Forschungsmaterial für die Indologie zur Verfügung stehen wird.

Mit dem Ankauf konnten der gezielte Ausbau und die Zusammenführung der buddhistischen Handschriftenfonds in München, die nach wissenschaftlichen Kriterien systematisch angelegt wurden und die national und international bedeutende Ressourcen für Wissenschaft und Forschung darstellen, fortgesetzt werden. Die Bayerische Staatsbibliothek ist daher den Förderern und Freunden, mit deren Unterstützung ein Beitrag zur Erhaltung der mannigfaltigen buddhistischen Handschriftenkultur geleistet wurde, zu großem Dank verpflichtet, zumal es nicht das erste Mal ist, dass der Verein eine Neuerwerbung aus diesem Kulturkreis mit einer größeren Summe gefördert hat: 2006 hat er einen stattlichen Betrag für den Kauf eines vergoldeten tibetischen Buchdeckels des 15. Jahrhunderts mit einer außergewöhnlichen tantrischen Ikonographie zur Verfügung gestellt (Cod.tibet. 923).



DAS PRESSEAUSSCHNITTARCHIV DES BERLINER VERLAGES

„Nichts ist so alt wie die Zeitung von gestern“, will sagen: was gestern noch brandaktuell war und von vielen Neugierigen förmlich aufgesogen wurde, ist heute schon nicht mehr der Rede wert und nur noch der sprichwörtliche ‚Schnee von gestern‘, überholt von den Ereignissen, nicht mehr interessant, out-of-date, vergessen, ...

Macht es da Sinn, Zeitungen aufzuheben, zu erschließen und dauerhaft aufzubewahren? Es macht Sinn! Denn merkwürdigerweise werden die Zeitungen nach Ablauf einer nicht ganz exakt bestimmbar Frist plötzlich doch wieder interessant, vor allem für die historische Forschung. Diese Metamorphose von nahezu wertlosem Altpapier hin zu einem von der Wissenschaft hochgeschätzten Kulturgut ist natürlich erklärungsbedürftig. Richtig ist, dass nicht nur heute, sondern eigentlich schon immer, die Menschen ihr Augenmerk auf die Zukunft gerichtet haben: „Für das Gewesene gibt der Kaufmann nichts“, so der Begründer der modernen Betriebswirtschaftslehre Eugen Schmalenbach (1873–1955), ihn interessieren nicht die Erfolge der Vergangenheit, sondern die zukünftige Ertragskraft eines Unternehmens. Wie entwickelt sich der Börsenkurs? Wie ist die Wettervorhersage für die nächsten Tage? Was steht in meinem Horoskop? Unsere Sorgen und Nöte, Hoffnungen und Erwartungen, unser

ganzes Leben und Denken ist nach vorn, auf das ‚unbekannte Land der Zukunft‘ ausgerichtet. Aber, so belehrt uns der dänische Schriftsteller, Theologe und Philosoph Sören Kierkegaard (1813–1855): „Das Leben wird zwar vorwärts gelebt, aber nur rückwärts verstanden!“ Und damit wir es verstehen können, brauchen wir eine Erinnerung und für die Erinnerung eine Überlieferung, insbesondere eine schriftliche Überlieferung, also Quellen, Materialien. Ein ganz wichtiges Material sind hierfür die Zeitungen. Denn so stellt der britische Historiker, Dichter und Politiker Thomas Macaulay (1800–1859) treffend fest: „Die Geschichte eines Volkes liegt in seinen Zeitungen!“

Dabei ist weniger die einzelne Ausgabe wichtig, als vielmehr eine möglichst umfassende und lückenlose Sammlung über einen längeren Zeitraum hinweg, um historische Ereignisse und Prozesse in einem größeren Zusammenhang analysieren, einordnen und bewerten zu können. Das Massenmedium Zeitung ist – wenn man so will – das Kondensat der Zeitgeschichte: was heute passiert, steht morgen in der Zeitung. Auch wenn längst nicht alles in der Zeitung steht und das Gedruckte auch nicht immer – ob

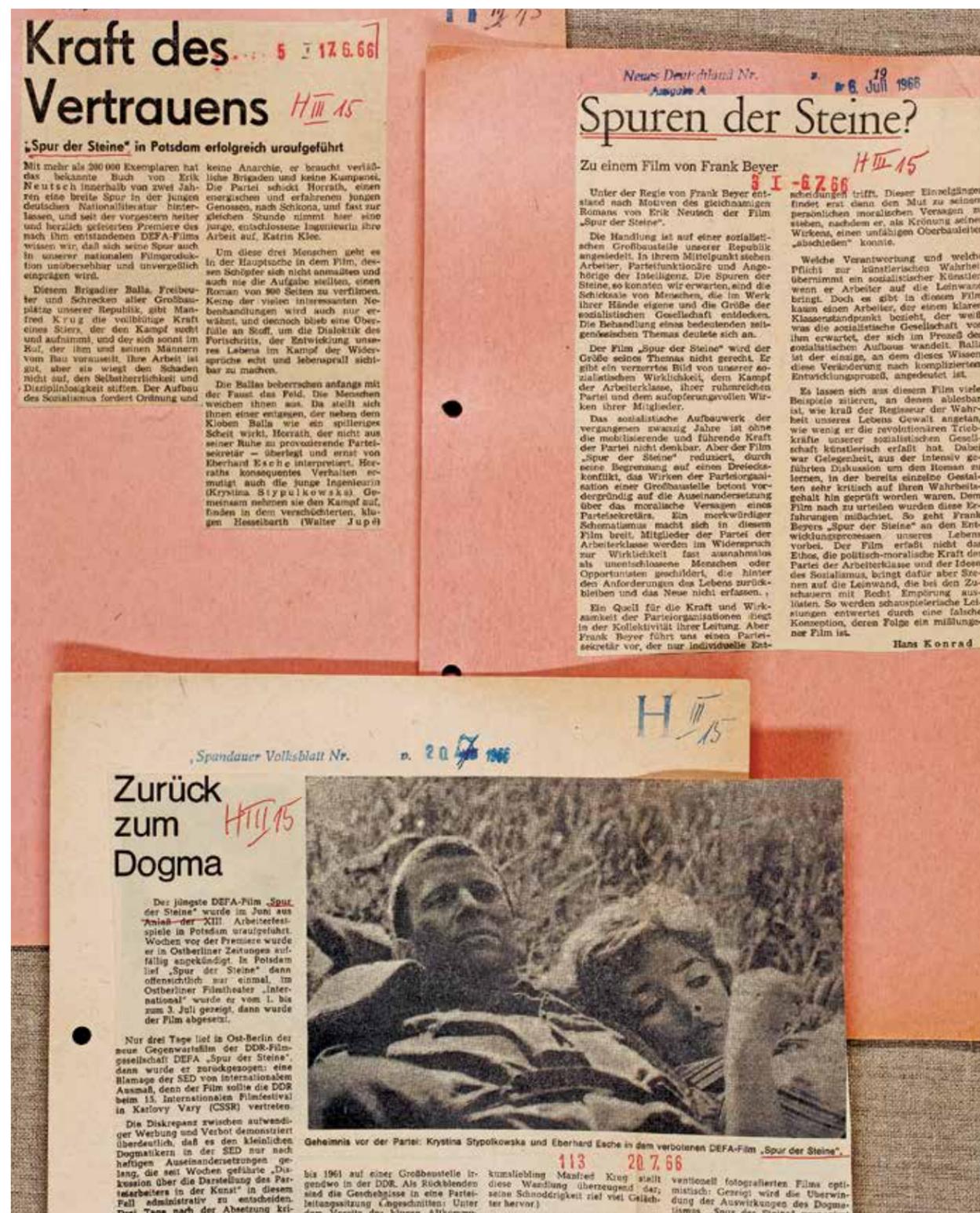
Christoph Albers
ist stellvertretender
Leiter der Zeitungs-
abteilung der Staats-
bibliothek zu Berlin

**DEFA-Film „Spur der Steine“
wurde wiederaufgeführt**
Bewegende Premiere im Berliner Kino „International“

beabsichtigt oder irrtümlich – der Wahrheit entspricht, so spiegeln dennoch Zeitungen in ihrer Vielfalt und politischen Ausrichtung wie kein anderes Medium, was sich politisch, gesellschaftlich, wirtschaftlich und kulturell von lokal bis international ereignet hat und wie diese Ereignisse von Journalisten – seien sie nun unabhängig oder an Partei oder Staat gebunden – gesehen und bewertet werden. Die reißerische Boulevardzeitung für den Bauch hat dabei genauso ihren Platz und ihre Berechtigung wie die seriöse Qualitätszeitung für den Kopf.

Mit thematischen Dossiers, Reportagen, Kommentaren, Karikaturen, Leserbriefen und Unterhaltungsbeilagen, Ratgeberseiten und Reiseführern sowie Familien-, Stellen-, Immobilien- und Werbeanzeigen ist die Zeitung weit mehr als die bloße Aneinanderreihung von Agenturmeldungen. Das Medium Zeitung ist als Spiegelbild ihrer jeweiligen Zeit eine nahezu unverzichtbare Primärquelle für jede historisch arbeitende Wissenschaftsdisziplin.

Aber wer bewahrt die Zeitungen auf, die fast jeder nur ins Altpapier steckt, wo sind sie zu finden? Zum Glück in Gedächtnisinstitutionen wie der Staatsbibliothek zu Berlin, die über die größte und umfangreichste Zeitungssammlung in Deutschland verfügt. Vor wenigen Monaten ist als Schenkung des Dumont-Verlags das Presseauschnittarchiv der Berliner Zeitung hinzugekommen: Über 10 Millionen Zeitungstexte von 1945–1994, die ausgeschnitten, auf DIN A4 Bögen aufgeklebt und nach mehreren hundert Themen inhaltlich erschlossen sind, befinden sich nun in ca. 21.600 Schubern und DIN-A4-Leitzordnern auf einer Länge von 1.800 Regalmetern in der Zeitungsabteilung am Standort Westhafen.



Bis zur Wiedervereinigung im Oktober 1990 war die Sammlung das zentrale Pressearchiv der DDR, wobei nicht nur die Presse der DDR gesammelt und ausgewertet wurde, sondern zu den einzelnen Themen in Auswahl auch die Westpresse (u. a. Tagesspiegel, Die Welt, Frankfurter Rundschau) integriert wurde. Neben Sachthemen (wie z.B. Internationale Beziehungen der DDR, Deutsch-Deutsche-Beziehungen, Wirtschaftspolitik, usw.) gibt es ein umfangreiches Personen-Archiv. Die Artikel aus der Berliner Zeitung sind darüber hinaus auch nach den Namen der Autoren sortiert archiviert. Thematisch gibt es keine Eingrenzungen oder Schwerpunkte, sondern es ist ein Universalarchiv, das die große und die kleine Politik genauso wie den Alltag in der DDR in allen Facetten abbildet. Allerdings darf man nicht auf die Lüftung von Geheimnissen hoffen, denn es handelt sich in jedem Fall immer um Artikel, die in allgemeinen, also in der DDR frei zugänglichen und veröffentlichten Zeitungen erschienen sind.

Nicht selten ist daher die Kunst des Zwischen-Zeilen-Lesens gefragt, d.h. verstärkt auf das zu achten, was nicht explizit erwähnt wird, sondern auf das, was weggelassen oder tabuisiert wurde. Ein Beispiel: Der in der DDR mit viel Vorschusslorbeeren versehene DEFA-Film ‚Spur der Steine‘ aus dem Jahr 1966 nach dem gleichnamigen Roman von Erik Neutsch wird anfangs vom DDR-Ministerium für Kultur für die so wörtlich „interessante und lebendige künstlerische Gestaltung eines bedeutenden Themas aus der sozialistischen Gegenwart“ gelobt und für die baldige Aufführung empfohlen (vgl. Neue Zeit vom 3. Juni 1966, Nr. 127, Seite 4). Doch nur wenige Tage nachdem der Film in die Kinos kam, erschien am 6. Juli 1966 eine vernichtende Kritik von Hans Konrad im Neuen Deutschland.

Presseartikel zum Film ‚Spur der Steine‘ aus dem Jahr 1966
Foto: SBB-PK, Carola Seifert

Alle, die im kleinen Kinosaal Platz gefunden hatten, erwarteten den Film mit Aufregung. Manch einer von ihnen war vor 23 Jahren Zeuge gewesen, wie „Spur der Steine“ nach begeisterter Aufnahme zu den Arbeiterfestspielen in Potsdam dann plötzlich bei den offiziellen Premieren in Berlin, Leipzig und anderen Städten skandalösen Tumulten ausgesetzt war. Von der damaligen Parteiführung bestellte Protestierer, die sich anmaßen, im Namen der Arbeiterklasse zu sprechen, schrien den Film nieder. Bis auf das ND, dem von Mitgliedern des Politbüros eine vernichtende „Kritik“ aufgezwungen wurde, war die Presse seinerzeit durch die Abteilung Agitation des ZK angewiesen, diese Verfilmung totzuschweigen.

Seit jenen verhängnisvollen Vorgängen hatte auch Regisseur Frank Beyer seinen Film nicht wieder gesehen. Wenngleich er nun ganz und gar nicht zu denen gehört, die sich emotionsgeladen an die Klagemauer stellen, so sah man ihm doch die innere Bewegung an. Würde das Werk noch Bestand haben – wo Film doch gemeinhin „eine leicht verderbliche Ware“ sei? Und siehe: Was da in kraftvollem Realismus vorgeführt wurde an Dramatik und Dynamik des Lebens, an vitalen widerspruchsvollen, interessanten Figuren – es hatte nichts von seiner aktuellen Frische eingebüßt, war heutiger wie eh. Manfred Krug in der Rolle seines Lebens!

Anschließend veröffentlichten die DDR-Zeitungen überhaupt keine Artikel mehr zu diesem Film. In der Mappe des Pressearchivs findet sich nur noch ein Artikel aus dem Spandauer Volksblatt (West-Berlin) vom 20. Juli 1966, der die Sache aufklärt: Weil der Film angeblich doch politisch schädlich und ästhetisch missglückt war, wurden von der SED zunächst gezielte Störungen während der Aufführungen in den Kinos organisiert. Dann wurde er gänzlich abgesetzt und durfte in der DDR nicht mehr gezeigt werden. Eine Blamage der SED von internationalem Ausmaß, denn der Film sollte die DDR beim 15. Internationalen Filmfestival in Karlovy Vary (Tschechische Republik) vertreten. Auch für die Presse war der Film ab sofort ein Tabuthema, über das nicht mehr berichtet werden durfte, selbst eine Information über das Aufführungsverbot ist in der damaligen DDR-Presse nicht zu finden.

Erst in der Wendezeit erschien am 2. November 1989 anlässlich der Wiederaufführung des Filmes nach 23 Jahren ein rehabilitierender Artikel in der Berliner Zeitung: „Erstaunlich frisch und lebendig, mit gegenwärtiger Wirkung“ sei er von den Zuschauern angenommen worden. „Ging es doch im Film um Fragen, mit denen wir uns

gerade heute herumschlagen, um Demokratie im Arbeitskollektiv, im Betrieb, in der Partei, um Leistungsprinzip, ökonomische Effektivität, Schönfärberei, Widerspruchsverdrängung“ so die Berliner Zeitung in diesem Artikel. Auch das Neue Deutschland würdigt nun das Werk von Regisseur Frank Beyer mit Publikumsliebbling Manfred Krug in der Hauptrolle des

Zimmermannsbrigadiers Balla in einem großen Artikel mit der Überschrift „Balla oder Die späte Ankunft eines Kunstwerkes in der Wirklichkeit“ (vgl. Neues Deutschland vom 21. November 1989, Nr. 274, S. 4).

Die 21.600 Schuber des Pressearchivs enthalten sicher noch viele andere, ähnliche Geschichten und Merkwürdigkeiten, die noch aufgedeckt werden wollen. Das Archiv ist daher nicht nur auf Grund seines Umfangs und der inhaltlichen Erschließung, sondern auch deshalb von großer politischer und kulturhistorischer Bedeutung, weil es den zentralen Auswertungsstand der damaligen Dokumentationen in der DDR widerspiegelt, d.h. die Arbeits- und Denkweise von Medien in der DDR unter Einbeziehung der Westpresse.

Da heute längst nicht mehr alle Tageszeitungen und Zeitschriften der DDR in den Archiven und Bibliotheken vollständig überliefert bzw. vollständig öffentlich zugänglich sind, ist das Presseauschnittarchiv des Berliner Verlages zweifellos eine einmalige Quelle für die historische Forschung. Das Archiv steht der allgemeinen Öffentlichkeit ab sofort für Recherchen zur Verfügung. Um Voranmeldung per E-Mail an die Adresse der Zeitungsabteilung wird gebeten: zeitungsabteilung@sbb.spk-berlin.de

Presseartikel zum Film „Spur der Steine“ aus dem Jahr 1989
Foto: SBB-PK, Carola Seifert

Balla oder Die späte Ankunft eines Kunstwerkes in der Wirklichkeit

Notizen über zwei Begegnungen mit dem Regisseur Frank Beyer

Von Dr. Volker Müller

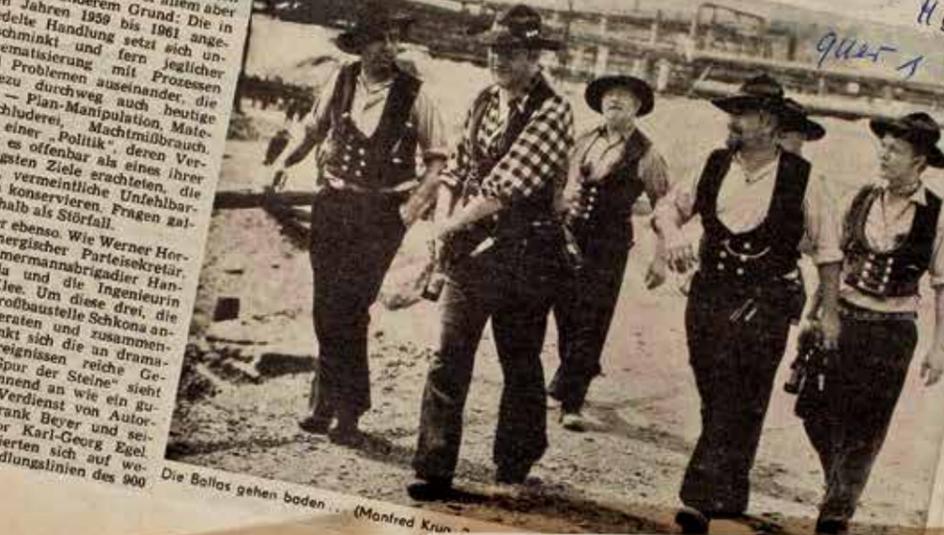
Vor drei Wochen hatte die Berliner Kulturbundorganisation zu einem „Tag der Künste“ im Club der Kulturschaffenden ein bannes R. Becher“ el
Das Thema: „Anstoß
bruch – Kunst der 60
Das denkwürdigste E
nes Club-Sonabend
deraufführung von F
Film „Spur der Steine
Roman von Erik
Manfred Krug in de
des Brigadiers Ball
hatte dieses Kunstw
gelegen, nachdem e
1966 wegen ange
glimpfung der We
boten worden war
Alle, die im kl
Platz gefunden ha
den Film mit Au
siner von ihnen
ren Zeuge gew
der „Steine“ n
Aufnahme zu f
spielen in Potsd
bei den offizie
ren Zeuge gew
der „Steine“ n
Aufnahme zu f
spielen in Potsd
bei den offizie
ren Zeuge gew
der „Steine“ n

Ich habe das Kino mit einem Gefühl ungeheurer Betroffenheit verlassen. Betroffenheit, weil hier vor 23 Jahren ein Film verboten wurde, dessen künstlerische Kraft Realität bis heute seinesgleichen sucht. Betroffenheit vor allem aber auch aus anderem Grund: Die in den Jahren 1959 bis 1961 angesiedelte Handlung setzt sich ungeschminkt und fern jeglicher Schematisierung mit Prozessen nahezu durchweg auch heutiger sind – Plan-Manipulation, Materialschluderei, Machtmißbrauch, Erbe einer „Politik“ deren Vertreter es offenbar als eines ihrer wichtigsten Ziele erachteten, die eigene, vermeintliche Unfehlbarkeit zu konservieren. Fragen galten deshalb als Störfall.

Frager ebenso. Wie Werner Horath, energischer Parteisekretär, der Zimmermannbrigadier Hannes Balla und die Ingenieurin Katrin Klee. Um diese drei, die auf der Großbaustelle Schkona aneinandergeraten und zusammenfinden, rankt sich die an dramatischen Ereignissen reiche Geschichte „Spur der Steine“ sieht sich so spannend an wie ein guter Krimi. Verdienst von Autor Regisseur Frank Beyer und seinem Mitautor Karl-Georg Egel. Sie konzentrierten sich auf wesentliche Handlungslinien des 900

Ein „Störfall“ schreckt auf

Rehabilitation eines Filmkunstwerkes: Frank Beyers DEFA-Film „Spur der Steine“ von 1966 wieder im Kino



Die Ballas gehen baden... (Manfred Krug)

Sehr lebendig und noch immer aktuell

23 Jahre war „Spur der Steine“ von Frank Beyer verboten

Das Aus drei Tage nach der Premiere - es war im Jahre 1966 - für „Spur der Steine“ von Regisseur Frank Beyer nach Motiven des gleichnamigen Neutsch. (C nicht skepti realen Probl lich und dir zählt der Fil unser Land
Mit der „Steine“ se keine nütal mittelnd u Bewußtsel schätzt w fen 23 Ja halten. D spröchlich nicht stat
Jetzt is sem Stre bendiger wartet d der Stei el in se schaft. Gründu doch jene, d Jahres unsere kritisc renawi

Ein Film aus dem Panzerschrank

Letzten Donnerstag gab es zur Wiederzulassung von DEFA-Filmen in der DDR eine Pressekonferenz (UZ berichtete). Anschließend war der Film „Spur der Steine“ zu sehen, der schon zuvor in einer Klubvorführung gelaufen war. Dazu erschien in der Kulturbundzeitung „Sonntag“ (46/89) folgendes

Zweiten Bitterfelder Konferenz und des kunstreglementierenden 11. Plenums, Arbeitergestalten waren damals wie heute in der Kunst rar. Daß allerdings schon Neutsch aus seiner Erfahrung als Reporter der Hallenser „Freiheit“ die Realitäten der Großbaustellen des Sozialismus kritisch reflektierte, schien vergessen. Dann kam der Film. Er nahm etwas mühsam die Hürden der Zulassung, des neugegründeten Filmbeirats (Der Regisseur dankte dem Beirat

Wiederentdeckte W nach 23 Jahren noch

Zur Neuaufführung des lange verbotenen F

Wir sehen Menschenschicksale im Konfliktfeld einer Bewährungsphase der sozialistischen Revolution in der DDR, Anfang der 60er Jahre. Spätestens jetzt muß die neue Gesellschaft ökonomisch, moralisch, politisch ihre Produktivität erweisen, gebaut werden – im über- wachsinne – das zu liche Kürzungen die aktuel sagekraft nicht noch verstäri ten. Ich wäre strikt dagegen, arzeitlichen Geschlossenheit Kunstwerks nach Jahrzehnt unzufälligen, Geschichte u „passend“ zu machen, damit heute besser gefällt. Es gli auch keine Notwendigkeit. Wenn ich vor allem den optischen „Atem“ herausste dem Regisseur Frank Be Filmvorgänge erzählt (Kam trauben, Marzinkowski), so m Beispiel vor allem meine Bewunder arbeit im die Kontinuität, mit der h sichtbare Wirklichkeit imm ästhetische Schlüssigkeit ohne Mühsen und Klügel

Ein Film aus dem Panzerschrank

Letzten Donnerstag gab es zur Wiederzulassung von DEFA-Filmen in der DDR eine Pressekonferenz (UZ berichtete). Anschließend war der Film „Spur der Steine“ zu sehen, der schon zuvor in einer Klubvorführung gelaufen war. Dazu erschien in der Kulturbundzeitung „Sonntag“ (46/89) folgendes

Zweiten Bitterfelder Konferenz und des kunstreglementierenden 11. Plenums, Arbeitergestalten waren damals wie heute in der Kunst rar. Daß allerdings schon Neutsch aus seiner Erfahrung als Reporter der Hallenser „Freiheit“ die Realitäten der Großbaustellen des Sozialismus kritisch reflektierte, schien vergessen. Dann kam der Film. Er nahm etwas mühsam die Hürden der Zulassung, des neugegründeten Filmbeirats (Der Regisseur dankte dem Beirat

BAYERISCHE STAATSBIBLIOTHEK STARTET PROJEKT ZUR AUTOMATISCHEN ERKENNUNG VON MUSIKNOTEN

Jürgen Diet
ist stellvertretender
Leiter der Musik-
abteilung der
Bayerischen
Staatsbibliothek.

Sanu Pulimootil
arbeitet dort als
wissenschaftlicher
Mitarbeiter.

Die Volltext-Suche in digitalisierten Büchern ist bereits sehr weit verbreitet. Der weltweit umfassendste Index für Volltextbücher wird von der Firma Google angeboten in ihrem Programm Google Book Search. Aber auch viele Bibliotheken ermöglichen dem Benutzer inzwischen in ihren Bibliothekskatalogen nicht nur die Suche in den Metadaten ihrer Bestände, sondern auch direkt in den Inhalten. Dazu werden die digitalisierten Buchseiten mit einem Texterkennungsprogramm bearbeitet (Optical Character Recognition, OCR), das die Buchstaben und Wörter in den Digitalisaten erkennt. Man spricht hier von der sogenannten inhaltsbasierten Suche.

Die inhaltsbasierte Suche in Musikdrucken steckt dagegen noch in den Kinderschuhen. Zwar gibt es analog zu den OCR-Programmen schon seit einigen Jahren Programme zur automatischen Erkennung von Musiknoten (Optical Music Recognition, OMR), aber deren Fehlerquote ist im Vergleich zu den OCR-Programmen relativ hoch, und es gibt noch kaum Anwendungen, die eine inhaltsbasierte Suche in Musiknoten anbieten.

DAS ZIEL: UMFANGREICHES AUSLESEN UND ERKENNEN VON NOTEN UND MELODIEN

Im Rahmen ihrer umfassenden Digitalisierungsstrategie startete die Bayerische Staatsbibliothek im Sommer 2016 ein Projekt im Bereich Optical Music Recognition. Als eine der ersten Einrichtungen weltweit plant die Bayerische Staatsbibliothek den institutionellen Einsatz von OMR-Programmen als Basis für eine inhaltsbasierte Suche in historischen Musik-Quellen.

In einer ersten Phase wird getestet, welche OMR-Programme für die digitalisierten Notendrucke der Bayerischen Staatsbibliothek gute Ergebnisse liefern. Anschließend konzipiert und entwickelt das Projekt-Team Anwendungen, die auf den OMR-Ergebnissen aufsetzen, z. B. eine inhaltsbasierte Suche in den digitalisierten Notendrucke und Musikhandschriften nach einer vorgegebenen Melodie, einer Harmoniefolge oder einem Rhythmus.



Abb. 2

Beginn der 2. Fagott-Stimme von Mottl, Felix / Gluck, Christoph Willibald: Ballett-Suite, Ballettstücke aus Opern von Chr. W. von Gluck. Quelle: BSB, 4 Mus.pr. 62427



Abb. 3

Ergebnis des OMR-Programms A



Abb. 4

Ergebnis des OMR-Programms B

Abb. links

Beginn der Fantaisie op. 35 von Louis Spohr.
Quelle: BSB, 2 Mus.pr. 5207/Sanu Pulimootil

*Observations d'Inclinaison magnetique faites dans le
Mer du Sud dans la Navigation depuis Guayaquil à Acapulco 1803.*

JE NACH OMR-PROGRAMM UND JE NACH VORLAGE FALLEN DIE ERGEBNISSE NOCH UNTERSCHIEDLICH PRÄZISE AUS

Die Abbildungen zeigen Beispiele für OMR-Ergebnisse. Das kurze Notenbeispiel aus Abbildung 2 wird mit zwei verschiedenen OMR-Programmen erkannt. Beim Ergebnis des OMR-Programms A in Abbildung 3 zeigen sich allerdings Fehler bei der Satzbezeichnung (Allegro maestoso), beim Rhythmus im 7. Takt und bei der letzten Note. Das OMR-Programm B lieferte ein besseres Ergebnis und hat nur die Dynamik-Bezeichnung zu Beginn (ff) nicht erkannt, siehe Abbildung 4.

Bei der Qualität der OMR-Ergebnisse spielen viele Faktoren eine Rolle, unter anderem die Komplexität der Musik, das Jahr des Notendrucks und die Bildqualität. Bei einigen Scans von Notendruck sind die Notenzeilen nicht ganz horizontal, sondern leicht gebogen, was für die OMR-Programme eine besondere Herausforderung darstellt. Ein besonderes Augenmerk muss auf die Erkennung der musikalischen Symbole zu Beginn des Musikstückes und zu Beginn jeder Notenzeile gelegt werden. Wenn der Notenschlüssel, die Vorzeichen oder die Taktart nicht richtig erkannt werden, dann führt dies zu Folgefehlern in jedem weiteren Takt. Zur Verbesserung der OMR-Ergebnisse kann es sinnvoll sein, verschiedene Vorverarbeitungsschritte vor dem Aufruf des OMR-Programmes einzufügen, zum Beispiel die Änderung des Bildformates oder das Entfernen von Bildrändern.

INTERNATIONALE KOOPERATIONEN MIT SIMSSA UND RISM BRINGEN FORT- SCHRITTE FÜR ALLE SEITEN

Die Bayerische Staatsbibliothek arbeitet in ihrem OMR-Projekt mit der McGill-Univer-

sity im kanadischen Montreal zusammen. Dort leitet Prof. Ichiro Fujinaga das über sieben Jahre aus Drittmitteln finanzierte SIMSSA-Projekt (Single Interface for Music Score Searching and Analysis, <https://simssa.ca>), in dem OMR-Verfahren und Anwendungen für die inhaltsbasierte Suche in Notendigitalisaten entwickelt werden. Die Bayerische Staatsbibliothek ist Partner im SIMSSA-Projekt und stellt ihre Notendigitalisate für die SIMSSA-Anwendung zur Verfügung. Außerdem plant sie, die im SIMSSA-Projekt entwickelten Technologien in ihrem eigenen OMR-Projekt einzusetzen.

Eine Idee für eine Anwendung, die auf den OMR-Daten aufsetzt, ist die Erweiterung der Incipit-Suche im Internationalen Quellenlexikon der Musik (Répertoire International des Sources Musicales, RISM). Der von der Bayerischen Staatsbibliothek entwickelte RISM-Katalog umfasst mehr als eine Million weltweite Musikquellen (hauptsächlich Musikhandschriften), die in verschiedenen Ländern katalogisiert wurden, siehe <https://opac.rism.info>.

Fast jeder Datensatz in RISM enthält einen oder mehrere Musik-Incipits, das heißt die Notenanfänge der wichtigsten Stimmen. Diese Musik-Incipits wurden nicht automatisch mit OMR-Programmen erstellt, sondern bei der Autopsie der Musikhandschriften per Hand eingegeben. Bisher kann man mithilfe der Incipit-Suche im RISM-Katalog die händisch erstellten Musik-Incipits durchsuchen. Wenn dort auch die mit OMR-Programmen erkannten digitalisierten Notendrucke der Bayerischen Staatsbibliothek durchsucht werden würden, dann wäre das ein großer Mehrwert für die Musikforscher und alle anderen Benutzer.

PRÄSENTE VOM SÜDEN DES ÄQUATORS

ZU EINEM AUSSCHNITT AUS ALEXANDER VON HUMBOLDTS
AMERIKANISCHEM REISEJOURNAL IN DER SAMMLUNG RADOWITZ

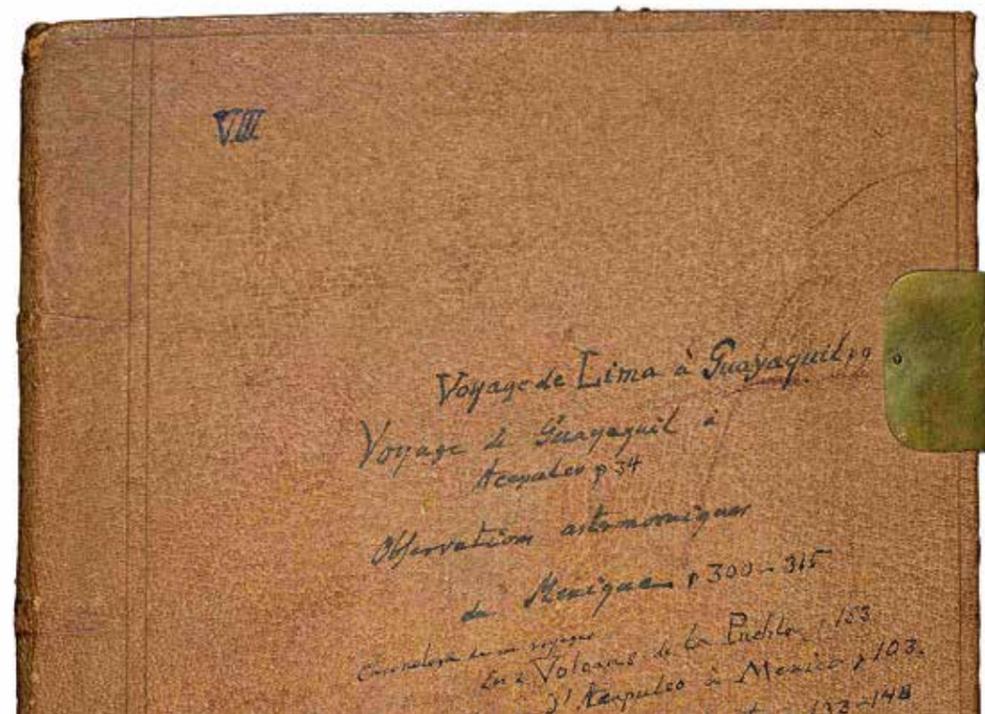
Als der preußische Generalleutnant Joseph Maria von Radowitz 1853 verstarb, hinterließ er eine der bedeutendsten Autographensammlungen des 19. Jahrhunderts. Unter den 13.000 Dokumenten seiner Sammlung waren handschriftliche Zeugnisse der verschiedensten Persönlichkeiten aus allen Gebieten der Wissenschaft und Kultur aus mindestens vier Jahrhunderten vertreten. Die Sammlung Radowitz, die heute als Teil der Sammlung Autographa in der Universitätsbibliothek der Jagiellonenuniversität in Krakau verwahrt wird, enthält auch eine ganze Reihe herausragender Handschriften von und an Alexander von Humboldt, darunter auch ein bisher weitgehend unbekannter Teil des Reisejournals, das Humboldt auf seiner zusammen mit Aimé Bonpland unternommenen Forschungsreise in die amerikanischen Tropen (1799–1804) verfasste.

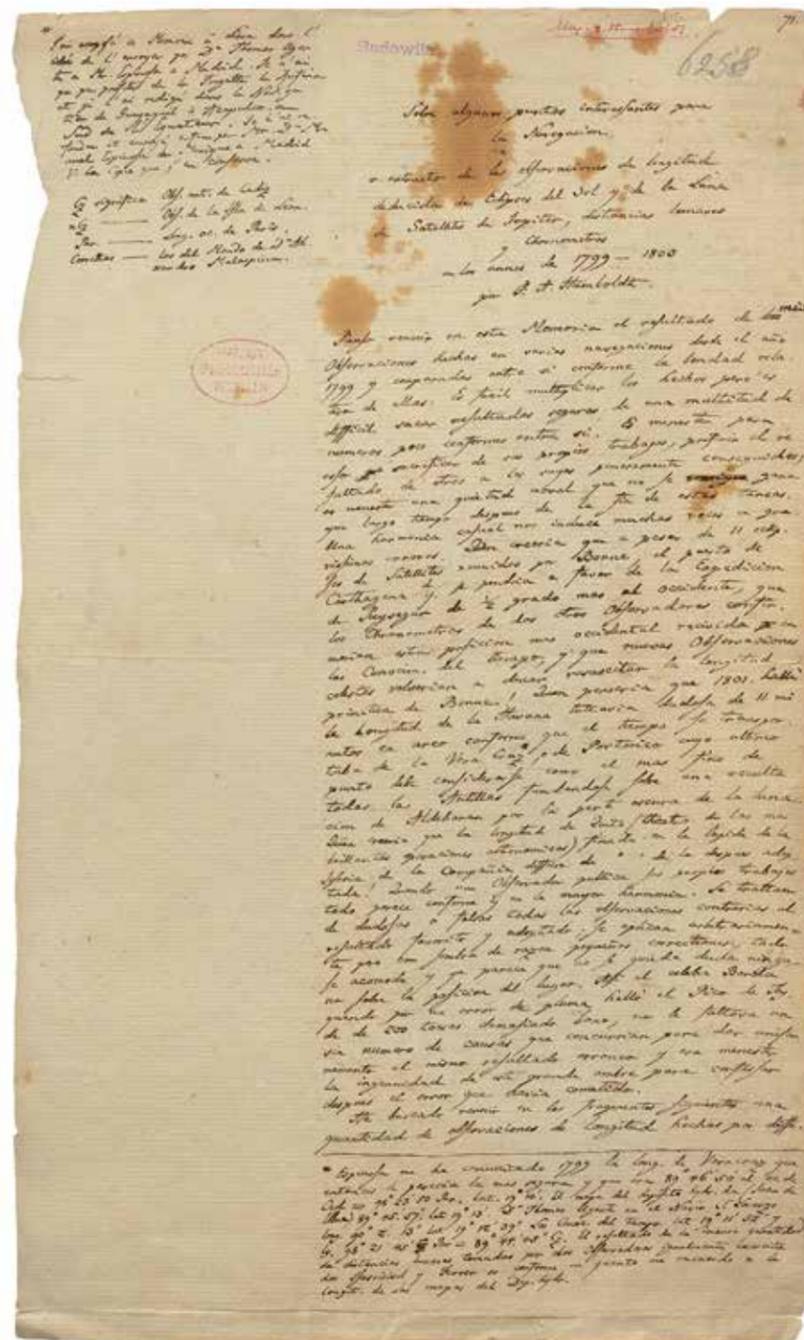
Mehrere Jahre nach der Rückkehr von der Reise hat Humboldt jenen Textteil mit einer erklärenden Randbemerkung versehen und ihn allem Anschein nach eigenhändig aus dem Reisejournal herausgetrennt. Auf welchem Weg der Ausschnitt dann in die Sammlung Radowitz gelangte, ist unklar. Vermutlich hat Humboldt das Manuskript Radowitz aber geschenkt. Diese Annahme liegt nahe, da aus zwei Briefen Humboldts an Radowitz hervorgeht, dass letzterer mehrmals umfangreiche Konvolute mit Handschriften von Humboldt übermittelt bekam. Es handelte sich dabei im Wesentlichen um Briefe, die Humboldt von verschiedenen, so illustren Zeitgenossen wie Heinrich Heine, Michael Faraday und Carl Friedrich Gauß empfangen hatte. Aus den Briefen geht außerdem hervor, dass Humboldt Radowitz auch einige eigenhändig geschriebene Manuskripte für seine Sammlung übergab.

Monika Jaglarz
ist Mitarbeiterin
der Handschriften-
abteilung der Biblio-
teka Jagiellońska in
Kraków.

Dominik Erdmann
ist Mitarbeiter der
Handschriften-
abteilung der Staats-
bibliothek zu Berlin
im BMBF-Verbund-
projekt ‚Alexander
von Humboldts
Amerikanische
Reisetagebücher‘.

Alexander von Hum-
boldts Tagebuch Nr.
VIII: Voyage de Lima
à Guayaquil [...]
Foto: SBB-PK





Blatt 1 von Humboldts Abhandlung ‚Sobre algunos puntos interesantes para la Navegacion [...]‘. Rechts oben Humboldts später hinzugefügte Erklärung.

Die Sammlung Radowitz ist als solche nicht erhalten geblieben. Entsprechend der archivalischen Praxis der Zeit wurde sie im ausgehenden 19. Jahrhundert aufgelöst und in die allgemeine Autographensammlung der Königlichen Bibliothek in Berlin, die sogenannte Sammlung Autographa, integriert. Während des Zweiten Weltkriegs wurde sie mit weiteren besonders schätzenswerten Beständen der Bibliothek nach Schlesien evakuiert. Unter den damals ausgelagerten Sammlungen befanden sich auch zwei weitere Kollektionen, die eine große Zahl an Handschriften Humboldts enthielten und die heute in Krakau verwahrt werden: zum einen die äußerst umfangreiche Autographensammlung Karl August Varnhagen von Ense und zweitens der sogenannte Nachlass Alexander von Humboldt, ein Teilnachlass seiner handschriftlichen Hinterlassenschaft. Während letzterer seit kurzem in einem Kooperationsprojekt zwischen der Jagiellonenbibliothek und der Staatsbibliothek zu Berlin vollständig katalogisiert und digitalisiert wurde, sind die Sammlung Varnhagen und die Sammlung Autographa weiterhin nicht nach modernen Maßstäben umfassend erschlossen. Welch bedeutende Funde hier indes noch zu erwarten sein mögen, beweist der vorgestellte Teil aus Humboldts Reisejournal.

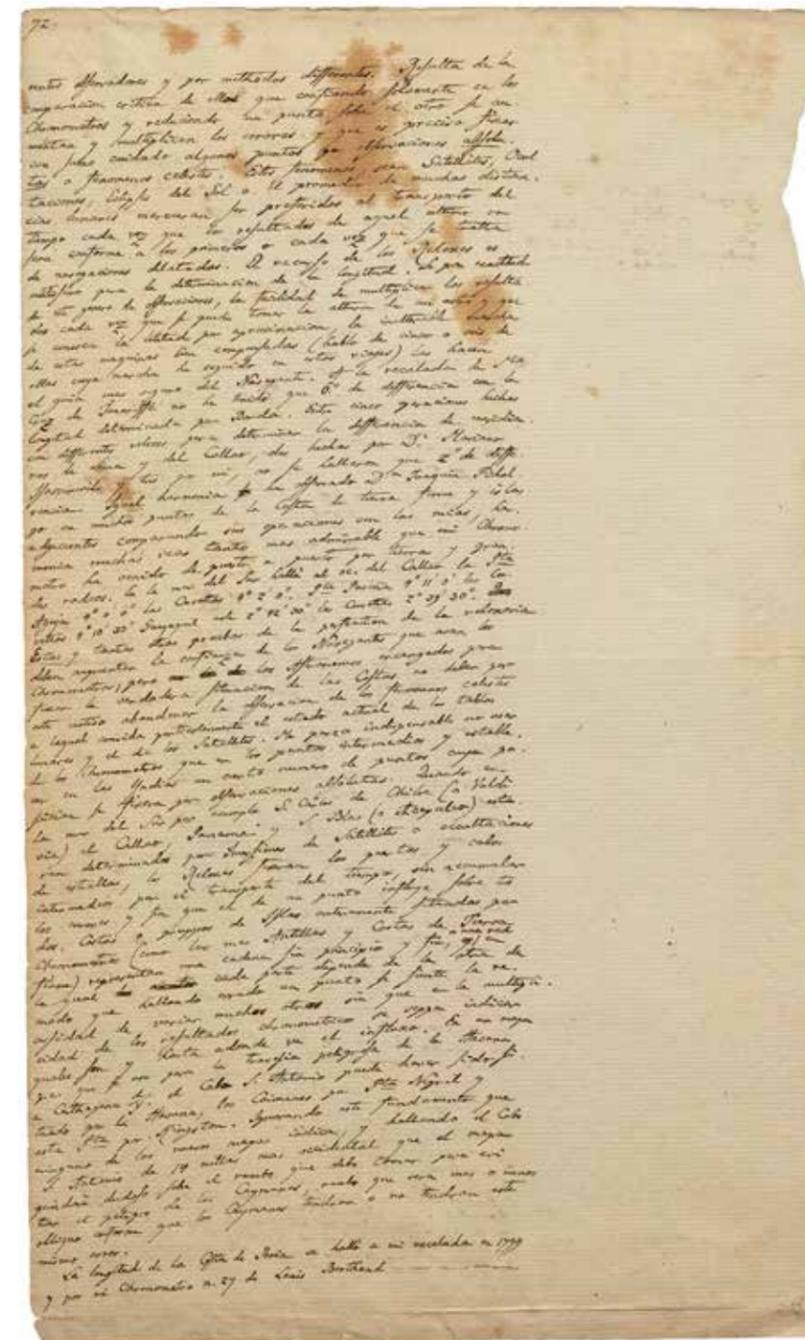
Bei ihm handelt es sich um ein spanischsprachiges Manuskript mit dem Titel ‚Sobre algunos puntos interesantes para la Navegacion, o extracto de las observaciones de longitud deducida de Eclipses del Sol y de la Luna de Satellites de Jupiter, distancias lunares y Chronometros en los annos de 1799–1803‘. Ursprünglich befand sich das überaus akkurate, vermutlich bereits im Hinblick auf seine spätere Veröffentlichung geschriebene Manuskript in jenen neun Bänden des amerikanischen Reise-

journals, in die Humboldt seine später vielfach bearbeiteten Reiseaufzeichnungen gegen Ende seines Lebens hatte binden lassen. Bekanntlich konnten sie 2013 von der Stiftung Preußischer Kulturbesitz erworben und digitalisiert werden. Da Humboldt seine Aufzeichnungen paginierte, lässt sich der Ort, an dem sich das Manuskript ehemals befand, genau ermitteln: Es sind die Seiten 71 bis 84 des Tagebuchs Nummer VIII.

Inhaltlich bietet der Text eine Übersicht geographischer Koordinaten (überwiegend Längenangaben) verschiedener Orte in Süd- und Mittelamerika sowie auf Kuba. Humboldt hatte diese zwischen 1799 und 1803 durch eigene Beobachtungen oder aus Vergleichen und Berechnungen der Angaben anderer Beobachter gewonnen. Näheres über die Entstehung und Überlieferung des Manuskripts geht aus der später hinzugefügten französischsprachigen Randbemerkung in der rechten oberen Ecke der ersten Seite hervor. Humboldt notiert hier:

„J’ai composé ce Mémoire à Lima dans l’idée de l’envoyer par Dn Thomas Ugarte à Mr Espinosa à Madrid. Je n’ai pas pu profiter de la Frégate la Rufina et je l’ai rédigé dans la Navigation de Guayaquil à Acapulco au Sud de l’Equateur. Je l’ai refondu et envoyé enfin par Mr. Dn Manuel Espinosa du Mexique à Madrid.“ –

[„Ich verfasste diese Abhandlung in Lima, um sie durch Don Thomas Ugarte an Mr. Espinosa in Madrid zu senden. Da ich die Fregatte Santa Rufina nicht nutzen konnte, habe ich den Text noch südlich des Äquators während der Überfahrt von Guayaquil nach Acapulco niedergeschrieben. Neu überarbeitet habe ich ihn schließlich von Mexiko aus durch Mr. Dn Manuel Espinosa nach Madrid geschickt.“]



Blatt 2 von Humboldts Abhandlung ‚Sobre algunos puntos interesantes para la Navegacion [...]‘. Beide Fotos: Biblioteka Jagiellońska (Krakau)

Demzufolge beabsichtigte Humboldt, die Aufzeichnungen aus Südamerika an José Espinosa y Tello, den damaligen Direktor des Depósito Hidrográfico, nach Madrid zu senden. Espinosa, ein ehemaliger Teilnehmer der pazifischen Forschungsreise Alessandro Malaspinas, hatte Humboldt 1799 kurz vor seiner Abreise nach Südamerika in Madrid getroffen. Damals erhielt er von ihm ein Verzeichnis mit geographischen Koordinaten für Orte in der Neuen Welt. Humboldts eigene Messungen und Berechnungen, die er auf der Reise anstellte, wichen von denen Espinosas aber teils erheblich ab. Mit dem ‚Mémoire‘ beabsichtigte er daher, Espinosa verbesserte Angaben mitzuteilen. Wie Humboldt schildert, hatte er es bereits in Südamerika konzeptioniert, konnte es von dort aus jedoch nicht versenden. Auf der Überfahrt nach Neuspanien nun verfasste er das vorliegende Manuskript und ergänzte es nach der Ankunft in Mexiko-Stadt auf der letzten Seite um die Längenangaben für diesen Ort. Dennoch hat Humboldt nicht dieses Manuskript an Espinosa versendet. Vielmehr fertigte er von ihm in Mexiko-Stadt eine Neufassung an, die er schließlich durch José Espinosas Bruder Miguel Espinosa nach Madrid übermitteln ließ. Auch dieses Manuskript hat sich erhalten. Es wird heute im Archiv des Museo Naval verwahrt. Allerdings schrieb Humboldt es nicht selbst, sondern bediente sich dabei der Hand seines Reisebegleiters Aimé Bonpland. Das in Südamerika begonnene

und auf der Überfahrt redigierte Manuskript blieb demzufolge im Kontext der Reiseaufzeichnungen liegen und gelangte so nach Europa. Anmerkungen, sowie Verweise auf andere Seiten seines Reisejournals, lassen vermuten, dass er es später bearbeitete und auswertete. In der Tat lassen sich viele der hier festgehaltenen Längenangaben in Humboldts Politischem Essays über das Königreich Neu-Spanien wiederfinden. Schließlich wählte Humboldt das Schriftstück jedoch aus, versah es vermutlich erst damals mit der oben zitierten Randbemerkung, schnitt es aus dem Reisejournal heraus und übergab es Radowitz für seine Sammlung von Handschriften berühmter Persönlichkeiten.

Auch wenn sich heute nicht mehr genau sagen lässt, wie und wann all das stattgefunden hat, so dokumentiert allein der Akt des Kommentierens und Herausstrennens des Manuskripts gleichwohl Humboldts Wunsch, es für die Nachwelt zu bewahren. Die Abhandlung ist damit eines von vielen vergleichbaren Zeugnissen, in denen sich Humboldts ausgeprägtes Nachlassbewusstsein, seine Sorge um die Überlieferung der eigenen Aufzeichnungen, sehr deutlich ausdrückt.

Hätte Humboldt das Manuskript nicht herausgetrennt und kommentiert, es vielmehr im Zusammenhang seines Reisejournals aufbewahrt, dann würden wir heute die genaueren Umstände seiner Ent-

stehung nicht kennen. Die Randbemerkung, die Humboldt sicherlich nicht nur zur persönlichen Erinnerung geschrieben hat, setzt das Manuskript, das ansonsten keinerlei biographischen Inhalt hat, zudem mit einer konkreten Episode seiner Reise und seines Lebens in Verbindung. Mit anderen Worten: Erst die Randbemerkung macht aus dem wissenschaftsgeschichtlichen Dokument auch ein autobiographisches Zeugnis. Dieser Umstand ist umso bedeutender, als das Manuskript von Humboldt eigenhändig und vor Ort verfasst wurde. Zumindest will Humboldt uns dies mit seinen Erläuterungen zur Entstehung des Schriftstücks nahe legen. Damit passte es aber auch kongenial in Radowitz' Autographensammlung. Denn dieser war ohnehin weit weniger am Inhalt der Schriftstücke, als an der Biographie des Schreibers interessiert, die sich seiner Meinung nach in den individuellen Spuren der Handschrift am deutlichsten ausdrückt.

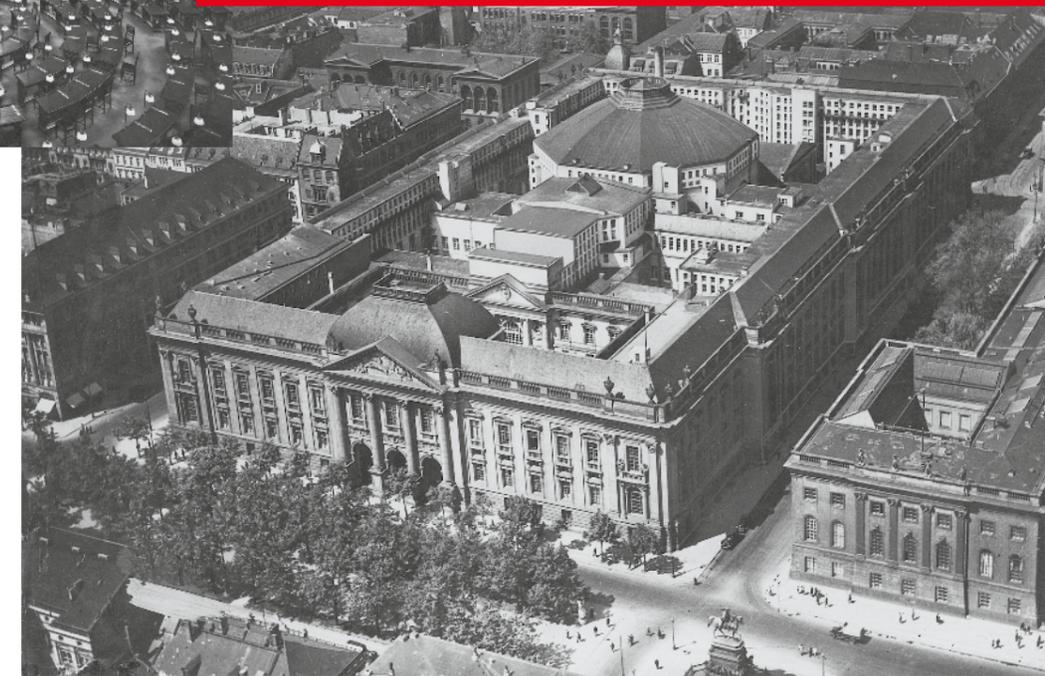
Möglicherweise verfolgte Humboldt mit dem Verschenken derartig bedeutender Autographe, für die der vorliegende Fall nur einer von vielen ist, aber ein viel handfesteres Interesse: Da Papier ein Material von lediglich mittelfristiger Haltbarkeit ist und ebenso leicht verloren geht wie zerstört wird, stellt die Verteilung von Manuskripten ein effektives Instrument dar, das möglichst lange Nachleben in handschriftlichen Zeugnissen zu sichern.



„SO EIN BAU WIE DIE STAATSBIBLIOTHEK UNTER DEN LINDEN, DER MACHT WAS HER.“

ZUM 100. TODESTAG DES ARCHITEKTEN ERNST VON IHNE

Am 21. April 2017 jährt sich der Todestag Ernst von Ihnes zum hundertsten Mal. Grund genug, den Berliner Baumeister, dem die Staatsbibliothek zu Berlin ihr imposantes Gebäude Unter den Linden verdankt, in einem kleinen Beitrag zu würdigen – mit besonderem Blick auf das Bibliotheksgebäude.



Besucherinnen und Besucher der Stadt denken heute zunächst an Andreas Schlüter und Karl Friedrich Schinkel, wenn sie nach bedeutenden Baumeistern der Berliner historischen Mitte gefragt werden – vielleicht auch an Georg Wenzeslaus Knobelsdorff, Johann Gottfried Schadow und Friedrich August Stüler, nicht aber unbedingt an Ernst von Ihne. Dabei prägen auch Ihnes Bauten das Zentrum Berlins. So ist das Bodemuseum Teil des Weltkulturerbes Museumsinsel und damit unter den Top Ten der Berliner Sehenswürdigkeiten angesiedelt. Und auf dem Weg dorthin entgeht auch keiner Touristin und keinem Touristen,

der Unter den Linden flaniert, die Staatsbibliothek, prominent zwischen Brandenburger Tor und Berliner Dom direkt neben der Humboldt-Universität platziert.

Wer aber ist der Architekt hinter diesen und anderen Bauten, die seit mehr als einhundert Jahren das Berliner Stadtbild zieren? Was zeichnet das Bibliotheksgebäude Unter den Linden, eines seiner bedeutendsten Bauwerke, aus? Und wie wirkt das Gebäude heute auf Nutzerschaft und Stadtbesucher? Viel weiß man nicht über den Baumeister. Nach einigen Jahrzehnten, in denen er nahezu vergessen war, wurden sein Leben und

Christina Schmitz ist Fachreferentin für Architektur an der Staatsbibliothek zu Berlin

Der große Kuppellesaal um 1925. Foto: bpk Die Staatsbibliothek Unter den Linden. Luftaufnahme aus den 1930er Jahren. Foto: Bauarchiv der SBB-PK

Werk im Jahr 1998 anlässlich seines 150. Geburtstages in ein paar – mal mehr mal weniger detaillierten – Aufsätzen wieder ins Licht der Öffentlichkeit gerückt. Neben seinem bemerkenswerten gesellschaftlichen Hintergrund und seiner wissenschaftlichen Ausbildung werden darin vor allem seine Bauten und das Spannungsfeld zwischen kaiserlicher Patronage und zeitgenössischer journalistischer Kritik beschrieben.

ARCHITEKTUR UND DEKORATION

Ernst Eberhard Ihne wurde am 23. Mai 1848 als Sohn eines Philologen und Historikers im bergischen Elberfeld geboren und wuchs aufgrund der beruflichen Kontakte seines Vaters im Umfeld des britischen Hochadels, der eng mit dem preußischen Hof verbunden war, in Oxford und Heidelberg auf. Der Schulzeit folgte ein Archi-

tekturstudium am Polytechnikum in Karlsruhe, an der Berliner Bauakademie und der Ecole des Beaux Arts in Paris. Schon zu Karrierebeginn hatte sich Ihne ein weltmännisches Auftreten angeeignet, mit dem er sich sicher auf höfischem Parkett zu bewegen wusste. Obwohl er ein weitgehend unbekannter Architekt war, der bisher hauptsächlich Festdekorationen und Möbel entworfen hatte, gewann Ihne schnell Ansehen

am preußischen Kaiserhof und wurde 1888 von Friedrich III., dem 99-Tage-Kaiser, zum Hofarchitekten ernannt. Die konstante bzw. steigende kaiserliche Wertschätzung drückte sich in immer höheren Ehrungen aus. Nach der Ernennung zum Geheimen Oberhofbaurat 1896 folgte zehn Jahre später die Erhebung in den erblichen Adelsstand und schließlich die Verleihung der Titel des Wirklichen Geheimen Oberhofbaurats 1912 sowie der Exzellenz 1914. Kaiser Wilhelm II. liebte monumentale Prunkbauten im Stile des Neobarock und fand in Ernst von Ihne – selbst Liebhaber einer pompösen Architektur – den adäquaten Baumeister für die Umsetzung seiner Vorstellungen. Die Kritiker ließen nicht lange auf sich warten und fanden tatsächlich an allen Bauaktivitäten des ‚Unheilstifters‘ Ihne etwas auszusetzen (so etwa an der ‚Missgeburt der neuen Bibliothek‘) – konnten sie damit doch gleich den rückwärtsgewandten Architekten und den ungeliebten Monarchen auf einen Schlag treffen. Beide passten nicht mehr recht in eine fortschrittliche Metropole. So wundert es nicht, dass Ihne zunehmend mehr zur Zielscheibe von Journalisten und Öffentlichkeit wurde, je höher er in der Gunst des Kaisers stieg.

Heute ist der Blick auf Ihnes Bauten ein ganz anderer, denkt man an die zahlreichen Superlative, mit denen vor allem das Gebäude der Staatsbibliothek zu Berlin aufwartet, und die Auszeichnung der UNESCO für das Bodemuseum als Teil der Museumsinsel, – aber auch an die persönliche Reaktion der heutigen Besucherinnen und Besucher.

VON DER KUPPEL ZUM KUBUS

Bei ihrer Eröffnung am 22. März 1914 war die damals noch Königliche Bibliothek (ab 1918 Preußische Staatsbibliothek) der

größte Bibliotheksbau der Welt. Noch heute ist sie mit ihren 107 mal 170 Metern in der Fläche das größte Gebäude in der historischen Mitte Berlins. Für die majestätische Lesesaalkuppel diente kein geringerer Bau als das Pantheon in Rom als Vorbild, aber auch die Säle der international renommiertesten Bibliotheken in Washington (Library of Congress) und London (British Library) standen Modell. Dies deutet bereits den repräsentativen Anspruch an das Gebäude an, der sich durch die gesamte Konzeption zieht. Durch mächtige Torbogen mit darüber thronenden Reliefs der Herrscherdynastie betritt der Besucher in der Vorstellung des Architekten die Bibliothek vom lebendigen Prachtboulevard Unter den Linden aus über den Ehrenhof. Hier lässt er den Lärm und die Hektik der Straße hinter sich und taucht ein in eine erhabene Stille, allein unterbrochen vom leisen Wasserplätschern eines Brunnens und versüßt durch einen Blick auf idyllische Weinreben an den Fassaden. Über eine imposante Freitreppe im Vestibül schreitet der Besucher empor und befreit seinen Geist – je höher er steigt – von der Last des Alltags, bis er in den gewaltigen Kuppellesaal gelangt, wo seine Gedanken 38 Meter Höhe zur freien Entfaltung finden. Kolossalfiguren an den Fassaden und im Lesesaal erinnern an antike Vorbilder und verdeutlichen den Bildungskanon der Zeit. Ganz im Gegensatz zu diesem vergangenheitsorientierten ideellen Programm stand die ebenso beeindruckende und auf der Höhe der Zeit stehende technische Ausstattung wie eine moderne Entstaubungsanlage oder das innovative Lipman-Regalsystem, das erst wenige Jahre zuvor entwickelt worden war. Als Teil der statischen Konstruktion zieht sich das unter Denkmalschutz stehende Regalsystem durch sechs Stockwerke und trägt bei einer Höhe von 28 Metern und einer Länge von 180 Metern neben der Last

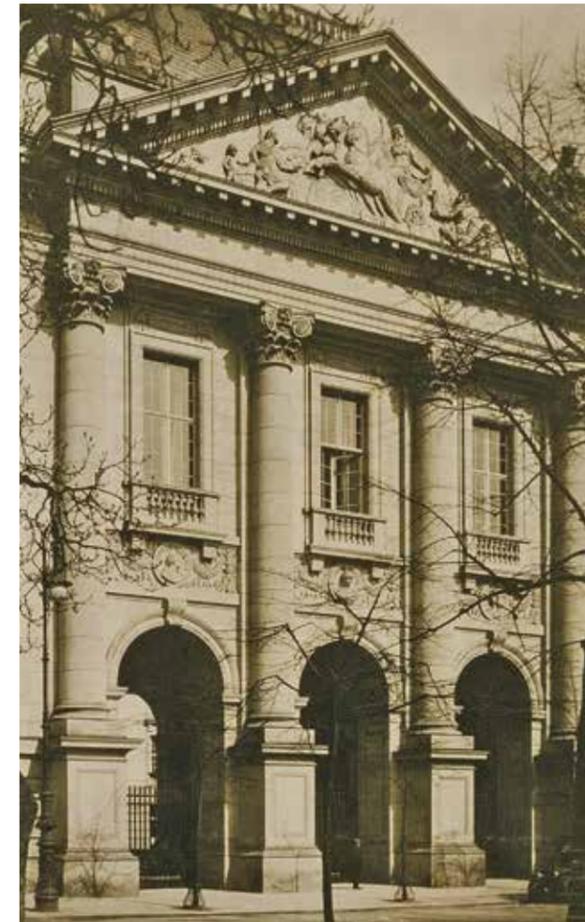
der Bücher auch Fassade und Decke des Gebäudes.

Den Zweiten Weltkrieg konnte die Bibliothek nur mit schweren Schäden überstehen. Kurz vor Kriegsende 1945 wurde ihr Herzstück, der Lesesaal, von einer Bombe getroffen und blieb viele Jahre eine Ruine, während der Benutzungsbetrieb um den zerstörten Saal herum so gut es ging weitergeführt wurde. Erst nach der Wiedervereinigung Deutschlands konnten umfassende Sicherheits- und Sanierungsmaßnahmen beginnen, um Ihnes Bau zu neuem Glanz zu führen. Ein zentrales Anliegen dabei war natürlich ein neuer repräsentativer Lesesaal, der in zeitgemäßem Gewand erscheint, sich aber kongenial in Ernst von Ihnes wilhelminischen Neobarockbau einfügt. Seit 2013 erstrahlt nun statt eines kuppelbekrönten Oktogons nach antikem Vorbild ein moderner, luftiger Glaskubus des Architekten H. G. Mertz als neues Zentrum der Bibliothek.

IHNE STRAHLT AUS!

Heute strömen jeden Freitag um fünf Uhr nachmittags Besucherinnen und Besucher in die Bibliothek Unter den Linden, um den neuen Lesesaal zu bewundern. Aber was ist mit Ernst von Ihne? In den letzten Jahren

Ernst von Ihne
Foto: Bundesarchiv



Das Eingangsportal
von Unter den Linden
um 1925

Foto: Bauarchiv der
SBB-PK



Der Brunnenhof
2005
Foto: bpk,
Florian Profitlich

ist seine Leistung neuerlich etwas in Vergessenheit geraten. Denn im Zuge der noch laufenden Sanierungsmaßnahmen musste der Haupteingang auf die Rückseite des Gebäudes an die enge Dorotheenstraße verlagert werden, während die Schauseite Unter den Linden hinter Baugerüsten versteckt und

die Fassaden links und rechts mit Baucontainern und Ausweichbüros verstellt wurden. Den neuen Lesesaal betritt man aktuell durch einen grellgrünen provisorischen Gang. So verwundert es nicht, dass junge Nutzerinnen und Nutzer in den letzten Jahren zwar den schönen hellen Lesesaal loben und angesichts der gewöhnungsbedürftigen Farbe im Gang ein wenig die Nase rümpfen, nach dem Eindruck des großen Rests des Gebäudes befragt allerdings mitunter etwas perplex dreinschauen und eingestehen „Das Gebäude an sich und von außen – darüber habe ich noch nie nachgedacht.“

Es wird also Zeit, Ernst von Ihne und seine Bibliothek nach der wohlverdienten öffentlichen Würdigung 1998 und dem

sanierungsbedingten Verstecken der letzten Jahre wieder mehr in die Aufmerksamkeit zu rücken. Dazu bedarf es erfreulicherweise keiner großen Anstrengung, denn Ihne strahlt aus!

Seit Oktober 2015 ist die Fassade Unter den Linden wieder gerüstbefreit und erscheint in ihrer ursprünglichen Pracht – und siehe da: Die Besucherinnen und Besucher kommen jetzt auch immer öfter allein deshalb, weil sie neugierig sind auf das Gebäude, „das schon von außen so viel her macht“. „Das Gebäude muss einem bedeutenden Auftrag dienen“, „es strahlt Würde und Weisheit aus“, „hier steckt das Wissen der Menschheit drin“, „in diesem Haus finde ich Inspirationen für meine Arbeit“ – sind spontane emotionale Assoziationen, die man in den vergangenen Monaten verstärkt hört.

Von der Berliner ‚Via triumphalis‘ Unter den Linden ist Ernst von Ihnes Bibliotheksbau nicht mehr wegzudenken. Wie sich Nutzer-schaft und Touristen fühlen werden, wenn sie in einigen Monaten auch endlich wieder die großen Torbögen und den idyllischen Brunnenhof durchschreiten, um das Gebäude zu erkunden und ihren Geist zu entfalten – darauf sind wir sehr gespannt. Wir denken: Ihne wird ausstrahlen!



„... TO MAKE THE FULLEST USE OF“

INTERNATIONALE VERNETZUNG VON BILDQUELLEN ZUR MUSIK

KOOPERATIONSVEREINBARUNG ZWISCHEN BAYERISCHER STAATSBIBLIOTHEK, VEREIN RÉPERTOIRE INTERNATIONAL DES SOURCES MUSICALES (RISM), ARBEITSGRUPPE DEUTSCHLAND E.V., UND ASSOCIATION RÉPERTOIRE INTERNATIONAL D'ICONOGRAPHIE MUSICALE (RIDIM) ZUR NACHNUTZUNG MUSIKIKONOGRAPHISCHER DATEN

Bereits in der Geburtsstunde des Répertoire International d'Iconographie Musicale (RIDIM) im Jahr 1971 wurde dem noch jungen Projekt als Aufgabe mitgegeben, Musiker, Historiker, Bibliothekare, Instrumentenbauer und Verleger darin zu unterstützen, umfassenden Nutzen aus Bildquellen zur Musik zu ziehen. Mit einer Kooperationsvereinbarung tragen die in der Schweiz ansässige Association Répertoire International d'Iconographie Musicale (RIDIM) als international agierender Dachverband der einzelnen RIDIM-Arbeitsgruppen, der Verein Répertoire International des Sources Musicales (RISM), Arbeitsgruppe Deutschland e.V., und die Bayerische Staatsbibliothek (BSB) dieser initialen Überlegung Rechnung, indem künftig Daten der deutschen RIDIM-Arbeitsstelle in München auch in der Datenbank der Association RIDIM gezeigt werden.

Datenbank auf verschiedenen Wegen ausfindig machen, etwa über die Institution, ggf. in Verbindung mit der Signatur, das dargestellte Instrument („Rahmenharfe, diatonisch“), die Ikonographie („David spielt vor Saul“ und „Musizierender, spielend“) oder den Sachbegriff („Buchschmuck, gezeichnet und gemalt“). Ein RIDIM-Siegel (hier: Mbs – H 101) gewährleistet die eindeutige Zuordnung von Objekt und Datensatz.

Wie bei dem älteren Repertorium RISM bearbeiten bei RIDIM nationale Arbeitsgruppen entsprechende Quellenbestände, nur eben nicht Notendrucke und Musikhandschriften, sondern Bildquellen. Im Wesentlichen handelt es sich dabei um Werke aus den Bereichen Kunst und Kunsthandwerk mit einem Bezug zu Musik oder Tanz. Die Katalogisierung geeigneter Objekte erfolgt nach international vereinheitlichten Kriterien. Bereits bei Gründung des Projekts wurde der Einsatz von Computern ins Auge gefasst. Trotz dieser Weitsicht blieb die Entwicklung einer passenden Plattform lange Zeit ein Desiderat.

Die aquarellierte Federzeichnung zeigt David, der vor Saul auf seiner Harfe spielt. Die Miniatur aus einer Historienbibel aus dem 2. Viertel des 15. Jahrhunderts (Bayerische Staatsbibliothek, Abteilung für Handschriften und seltene Drucke, Sign. Cgm 1101, Fol. 203 v) lässt sich in der deutschen RIDIM-

Dr. Dagmar Schnell ist wissenschaftliche Mitarbeiterin im Projekt RISM (Arbeitsgruppe Deutschland) an der Bayerischen Staatsbibliothek und verantwortet den Bereich Répertoire International d'Iconographie Musicale (RIDIM) – Arbeitsstelle München



Das Gemälde ‚Tanz des Harlekin‘ von Jan Josef Horemans von 1757 gehört zur Sammlung des Westfälischen Landesmuseums (Inv.-Nr. 1048 LM Fotonachweis: LWL-Museum für Kunst und Kultur (Westfälisches Landesmuseum), Münster/Sabine Ahlbrand-Dornseif). Die deutsche RIdIM-Datenbank verzeichnet es unter dem Sigel MÜlm – 13; zu finden wäre es auch anhand u. a. der besitzenden Institution, des Werktitels oder des Künstlernamens.

RUND 18.000 MUSIKIKONOGRAPHISCHE DARSTELLUNGEN IN DEUTSCHER RIDIM-WEBDATENBANK

In Deutschland sichtet seit 1979 die RIdIM-Arbeitsstelle in München, eingerichtet als Teilbereich der deutschen RISM-Arbeitsgruppe und finanziert durch die Union der deutschen Akademien der Wissenschaften in Mainz, Bestände von Museen, Bibliotheken und Archiven. Das Einzugsgebiet der Arbeitsstelle erstreckte sich zunächst auf das alte Staatsgebiet der Bundesrepublik und erweiterte sich mit der Wiedervereinigung um die neuen Bundesländer, die ab 2018 im Mittelpunkt der Katalogisierung stehen werden. Seit 1989 setzt man hier zur Katalogisierung die Datenbank-Software HiDA der Firma Startext ein und seit Dezember 2007 publiziert die Arbeitsstelle ihre Daten sukzessive in einer mit finanzieller Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) von der Bayerischen Staatsbibliothek entwickelten und betreuten Webdatenbank online: www.ridim-deutschland.de.

Mittlerweile weist die Arbeitsstelle ca. 21.000 Einzeldarstellungen mit Bezug zu Musik und Tanz aus, von denen rund



18.000 online abrufbar sind. Es handelt sich dabei um einen der größten Datenbestände zur Musikikonographie weltweit. Steigende Zugriffszahlen zeigen, dass die Münchner RIdIM-Webdatenbank von den Nutzern angenommen wird. Sie weisen auch auf eine steigende Nachfrage nach musikikonographischen Daten hin: Erfolgt im Jahr 2012 ca. 3.200 Zugriffe, so waren es 2016 rund 32.000. Umso wichtiger erscheint die Zusammenführung von einzelnen Datenbeständen auf internationaler Ebene, die es den Nutzern ermöglicht, Datenabfragen und -vergleiche von einer zentralen Stelle aus durchzuführen.

Startseite der Website der RIdIM-Arbeitsstelle Deutschland mit Einstieg in die einfache Datenbanksuche

DATEN DER MÜNCHNER RIDIM-ARBEITSSTELLE ALS BEITRAG ZU INTERNATIONALEM RECHERCHETOOL

Seit 2012 stellt die Association RIdIM eine Datenbank zur Verfügung, die den RIdIM-Arbeitsgruppen zur Katalogisierung offen steht, <http://db.ridim.org>. Die ständige Weiterentwicklung ermöglicht dabei eine Anpassung an bereits vorhandene digitale Datenbestände nationaler Arbeitsstellen. Kooperationsmodelle sehen die direkte Datenerfassung in der ‚internationalen‘ Datenbank, einen Teil- oder einen vollständigen Transfer aus bereits bestehenden Datenbanken von Ländergruppen und Arbeitsstellen vor. Mit der Kooperationsvereinbarung zwischen BSB, RISM und Association RIDIM ist nun die Grundlage geschaffen, um hier auch Daten der deutschen RIdIM-Arbeitsstelle sichtbar zu machen.

Als Modus Operandi wählte man aufgrund der in Deutschland weit fortgeschrittenen Katalogisierung den Transfer von Metadaten, die einen grundlegenden Eindruck vom katalogisierten Objekt vermitteln. Hierbei wird nicht der vollständige Datensatz übermittelt, sondern die Inhalte ausgewählter Felder, wie der Name des Künstlers,

Objekttitel, Kunstgattung, Entstehungsdatum, Name der verwaltenden Institution und Inventar-Nummer wie auch die Angabe von abgebildeten Musikinstrumenten, Kompositionen, Orten und Personen sowie musikalische Situationen, Kompositionen, weiterhin die schlagwortartige Erfassung der dargestellten Situation nach dem international gebräuchlichen Klassifikationssystem ICONCLASS, www.iconclass.nl/home. Mit der Verlinkung von der Datenbank der Association RIdIM auf den Datensatz in der deutschen RIdIM-Webdatenbank, die auch nach Abschluss des Kooperationsvereinbarung weiterhin online bereitsteht, wird sichergestellt, dass die Nutzer den vollständigen Datensatz zu einem Objekt und eventuell eine Abbildung einsehen können.

Die pragmatische Handhabung ermöglicht eine rasche Umsetzung des Vorhabens, da eine aufwändige Anpassung von Daten und Zieldatenbank entfallen. Auch die Bild- und Veröffentlichungsrechte an den in Deutschland gezeigten Abbildungen bleiben unverändert gewahrt. Damit kann den Nutzern die neue Rechercheoption zeitnah zur Verfügung gestellt werden.

Startseite der Webdatenbank des Dachverbands Association RIdIM

FÜNF JAHRE KEK

ERSTE SICHTUNG DER PILOTPHASE



Dr. Ursula Hartweg unterstützte die ab Sommer 2010 laufende konzeptionelle Vorbereitung der Koordinierungsstelle für die Erhaltung des schriftlichen Kulturguts (KEK) und leitet diese seit ihrer offiziellen Gründung im Sommer 2011

Fünf Jahre Koordinierungsstelle für die Erhaltung des schriftlichen Kulturguts, kurz ‚KEK‘ – dazu sind fix alle Daten und Fakten zusammengestellt, mag man vermuten. Nur, da geht es schon los: Wann und womit anfangen? Richtig, am 1. August 2011 wurde die KEK von Bund und Ländern gegründet, aber erst nachdem im Juni 2011 die Förderer im Kanzleramt den fünfköpfigen KEK-Fachbeirat berufen hatten. Und bereits 2010 flossen erstmals Bund-Länder-Mittel in (seither stabiler jährlicher) Höhe von 600.000 Euro, allerdings noch ohne eigene Infrastruktur. Weitere Vorstufen, die – mal mit, mal ohne Erfolg – den Weg zur Gründung der KEK ebneten, reichen zurück bis in die 1980er Jahre. Aber das ist Stoff für ein andermal. Genug der zeitlichen Verunsicherung, klar ist: Es gibt nicht den einen Anfang, sondern viele Anfänge. Und mit dem zeitlich dehnbaren Begriff der ‚Pilotphase‘ lässt sich alles erzählen, was für die ersten Jahre der KEK entscheidend ist.

Zur Orientierung ein paar grundlegende Daten:

- Gründer der KEK sind – gemeinsam – Bund und Länder. Die Kulturhoheit liegt bei den Ländern, aber um eine länderübergreifend wirksame Koordinierung des Originalerhalts zu ermöglichen, müssen sich Bund und Länder einigen:

Diesen Erfolg gewähren auf Seiten des Bundes die Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien (BKM), für die Länder – und in Abstimmung mit der Kultusministerkonferenz – die Kulturstiftung der Länder (KSL).

- Organisatorisch angesiedelt wurde die KEK an der Stiftung Preussischer Kulturbesitz (SPK), und dort an der Staatsbibliothek zu Berlin. Vereint die SPK doch spartenübergreifend die Formate Archiv, Bibliothek und Museum unter einem Dach und wird sie überdies gemeinsam von Bund und Ländern getragen.
- Finanziert wird die KEK durch Bund-Länder-Mittel in Höhe von jährlich 600.000 Euro, 500.000 Euro aus dem Etat der BKM, 100.000 Euro über die KSL für die Länder. Das Konzept der Förderer sieht für die KEK drei Stellen vor.
- Zwei Koalitionsverträge auf Bundesebene stärken den Arbeitsauftrag der KEK. Im Herbst 2009 wurde für die 17. Wahlperiode die Absicht erklärt, gemeinsam mit den Ländern ein nationales Bestandserhaltungskonzept für gefährdetes schriftliches Kulturgut zu erarbeiten und eine Koordinierungsstelle einzurichten. Für die 18. Wahlperiode erhält die Erhaltung des schriftlichen Kulturguts im Herbst 2013 dann das

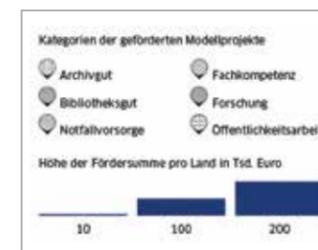
Prädikat einer gesamtstaatlichen Aufgabe und die Weiterführung der KEK über 2015 hinaus wird auf Basis einer Evaluierung in Aussicht gestellt.

- Ihren Kernauftrag – die Entwicklung einer Strategie für die dauerhafte Erhaltung des schriftlichen Kulturguts in bundesweiter und spartenübergreifender Form – hat die KEK mit ihrer Publikation der Bundesweiten Handlungsempfehlungen im Oktober 2015 erfüllt. Damit liegt erstmals eine umfassende Bilanz zu Schäden und Gefährdungen für die schriftliche Überlieferung in Archiven und Bibliotheken Deutschlands vor, auf deren Basis berechnet wurde: Um mindestens ein Prozent des bundesweit gefährdeten oder geschädigten schriftlichen Kulturguts konservatorisch und restauratorisch bearbeiten zu können, müssten jährlich 63,2 Mio. Euro eingesetzt werden.
- Für die Ausarbeitung dieser Gesamtstrategie hat die KEK mit Unterstützung der einschlägigen Ministerien ein spartenübergreifendes Netzwerk von Expertinnen und Experten für Bestandserhaltung in den Ländern und auf Bundesebene aufgebaut sowie für die drei im Bereich Bestandserhaltung bundesweit agierenden Gremien ein Klausurtagungsformat initiiert und etabliert.
- Im Sinne von Fach- und Öffentlichkeitsarbeit wurde eine Netzpräsenz entwickelt, www.kek-spk.de, ergänzt durch zahlreiche Vorträge und Publikationen zum weitgefächerten Thema ‚Bundesweiter Originalerhalt‘.
- Nach positiver Evaluierung im Jahr 2014 haben die Förderer die Finanzierung der KEK nun bis 2020 gesichert.
- So konnte die KEK auch 2016 eine weitere Modellprojektförderung im

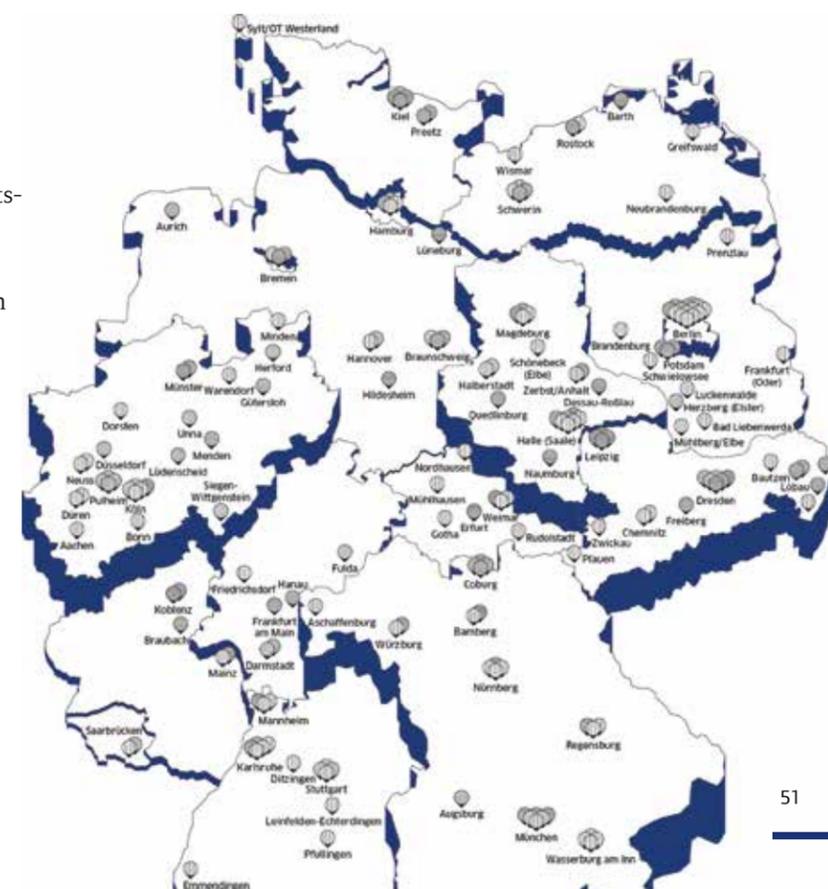
Bereich Originalerhaltung starten, nachdem sie in der Pilotphase 2010 bis 2015 für 188 Modellprojekte 2,4 Mio. Euro – also zwei Drittel der Mittel, die sie in diesen sechs Jahren erhalten hatte – bundesweit an Archive, Bibliotheken und andere Gedächtniseinrichtungen weiterleitete. Dabei obliegt ihr nach Abschluss der Modellprojekte auch deren administrative und fachliche Prüfung anhand der Verwendungsnachweise.

Kurzum: Die Pilotphase der KEK war vielfältigst mit zyklisch wiederkehrender und auch strategisch-konzeptioneller Arbeit gefüllt.

Aber die noch größere Vielfalt liegt in diesen erfolgreich durchgeführten 188 Modellprojekten. Ihre Bandbreite ist immens – zwecks besserer Sichtbarkeit werden sie in sechs Kategorien gruppiert, wovon insgesamt 145, also mehr als drei Viertel aller Projekte, objektbezogen sind: Am jeweiligen Archiv- oder Bibliotheksbestand wurden dank der KEK-Mittel Maßnahmen wie Schutzverpackung, Trockenreinigung, Restaurierung und Entsäuerung durchgeführt.



Die Modellprojektförderung der KEK in der Pilotphase von 2010 bis 2015



Hier ein kleines, nur beispielhaftes Panorama der bewahrten Originale:

Da werden **Geburt und Sterben** dokumentiert in Kirchenbüchern (Nürnberg, Landeskirchliches Archiv der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern, 2011), Totenbüchern (Mühlhausen, Stadtarchiv, 2015) und Sektionsprotokollen (Berlin, Medizinhistorisches Museum der Charité, 2012).
Umfassend schlägt sich **das Leben**

dazwischen nieder: Der Mensch liest Kinderbücher (München, Internationale Jugendbibliothek Schloss Blutenburg, 2012), später dann Zeitungen (Leinfelden-Echterdingen, Stadtarchiv, 2010). Er wird Geselle (Minden, Stadtarchiv, 2015) oder lernt an der Uni mittels naturwissenschaftlicher Lehrtafeln (Halle (Saale), Zentralmagazin Naturwissenschaftlicher Sammlungen der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, 2013).

Er kommuniziert per **Brief** (Berlin, Werkbundarchiv e.V. – Museum der Dinge, 2014), auch per Mail (Karlsruhe, Stadtarchiv, 2015), und schreibt Adress- (Berlinische Galerie, 2011) und Tagebücher (Emmendingen, Deutsches Tagebucharchiv, 2010).

Er hält **Dinge auf Palmblättern** (Berlin, Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz, 2015) oder Wachstafeln (Halle (Saale), Stadtarchiv, 2012) fest und produ-

ziert Verwaltungsakten (Mannheim, Stadtarchiv, 2011).

Zu seiner **Unterhaltung** fährt er Parkeisenbahn (Chemnitz, Stadtarchiv, 2011), schaut Reklame (Bamberg, Staatsbibliothek, 2011), geht ins Kino (Berlin, Deutsche Kinemathek, 2013) oder Theater (Coburg, Landesbibliothek, 2012). Oder aber er komponiert **Musik** (Zwickau, Robert-Schumann-Haus, 2010) und schreibt Romane lieber selbst (Berlin, Stiftung Stadt-

museum Berlin – Landesmuseum für Geschichte und Kultur, 2014), baut herzoglich (Schwerin, Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern, Günter Ücker, 2011), oder ein Sommerhaus für Albert Einstein (Gemeinde Schwielowsee, 2011). Er widmet sich in seiner Heimat der **Naturkunde** (Hanau, Wetterauische Gesellschaft, 2012) oder unternimmt Forschungsreisen in der Ferne (Berlin, Deutsches Archäologisches Institut, 2012), verfasst

astronomisch-astrologische Kleinschriften (Halle (Saale), Freundeskreis der Marienbibliothek zu Halle e.V., 2015), baut ganze Sammlungen auf (Gotha, Stiftung Schloss Friedenstein Gotha, 2015).

Führt **Prozesse** (Nürnberg, Stadtarchiv, 2015) Hinterlässt schließlich als Maler der Nachwelt einen Nachlass (Bremen, Staats- und Universitätsbibliothek Bremen, 2012).



Die Sektionsprotokolle des Pathologischen Instituts Rudolf Virchows (1821–1902) im Berliner Medizinhistorischen Museum der Charité
© Christa Scholz



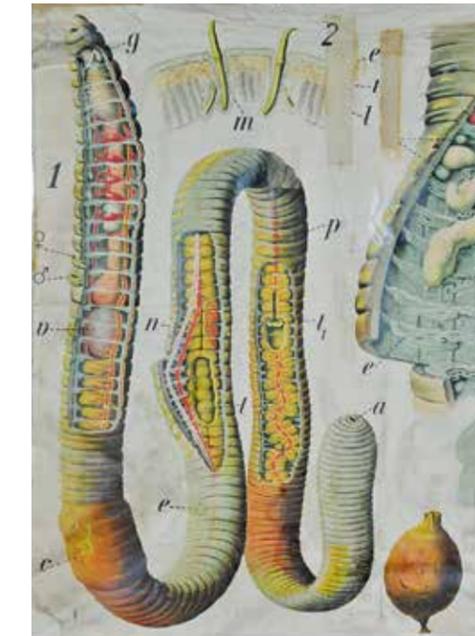
Das Einschreibbuch der wandernden Buchbindergesellen mit Eintragungen aus den Jahren von 1752 bis 1828.



Blick in die Schachtel mit dem Mecklenburgischen Planschatz – mit diesem sensationellen Fund aus dem Jahr 2011 wurden 330 bis dato unbekannte Architekturzeichnungen aus der ehemaligen Sammlung von Herzog Friedrich zu Mecklenburg (1717–1786) entdeckt.
© Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker



Werbeplakat des frühen 20. Jahrhunderts aus der Sammlung Bamberg.
© Staatsbibliothek Bamberg



Lehrtafel aus dem Zentralmagazin Naturwissenschaftlicher Sammlungen der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg zur Anatomie des Regenwurms vor der Papierrestaurierung: Durch etliche Klebestellen, Einrisse, die verbogene und ausharzende Bestäubung sowie Kohlepatina auf Grund offener Unterbringung war das Objekt gefährdet.
© M. Scholz / F. Sattler



Von der Staats- und Universitätsbibliothek Bremen verwahrter Korrespondenznachlass vom Begründer des ‚Bremer Künstlerbundes‘ Ernst Müller-Scheeßel (1863–1938).
© Thomas Steinle

Die Modellprojektförderung der Pilotphase konnte aufgrund ihrer Programmatik nur punktuell wirken, sie beruht auf einer ganz einfachen Gleichung: Wo kein Antrag – selbst wenn der Zustand der Originale diesen vielleicht dringend erfordert –, da auch keine Bewilligung. Eine bundesweit flächendeckende Förderung des Originalerhalts durch die KEK war aufgrund der Kulturhoheit der Länder von Anbeginn an nicht vorgesehen und hätte den jährlichen Etat der KEK exponentiell überfordert. Und dennoch beweist bereits dieser Streifblick durch die 145 objektbezogenen Modellprojekte der Pilotphase ganz deutlich: Die Überlieferung des schriftlichen Kulturguts in Deutschland ist überaus weit gestreut, in ihrer geographischen Verteilung, der Vielfalt von Inhalt und verwendetem Material, aber auch hinsichtlich der mannigfaltigen Gedächtniseinrichtungen wie Archiven, Bibliotheken oder Museen. Das Gewebe dieser Überlieferung spannt sich gleich einem großen Teppich über alle Länder Deutschlands. Und wenn auch in Zukunft zur Versicherung unserer Geschichte Fragen beantwortbar bleiben sollen, dürfen die Löcher in diesem Teppich nicht noch größer werden. Denn bereits jetzt sind durch

Urkunden-Rotulus des Stadtarchivs Nürnberg, der einen Gerichtsprozess der Kirchenmeister der Kapelle zu Kalchreuth gegen den Pfarrer von Heroldsberg über dessen Amtspflichten in Kalchreuth 1409 protokolliert.
Foto: Julia Kraus



unsachgemäße Lagerung, fehlende fachliche Betreuung, Säurefraß oder ganz normale Materialermüdung und auch durch Flut- oder Brandkatastrophen viele Quellen gar nicht mehr ansprechbar.

Die bisherige Modellprojektförderung der KEK ist als Laboranordnung zu verstehen. Diese für die Zukunft bewahrten Bestände sortieren sich quasi zu einer eigenen Sammlung – eine kleine, unter Schutz gestellte Wunderkammer, die in exemplarischer Weise die komplexe und goldwerte Überlieferung schriftlichen Kulturguts abbildet. Auf der Internetseite kann sie nun jeder betrachten: schriftgutschuetzen-kek.spk.de

Zum zehnten Jahrestag der Weimarer Brandkatastrophe appellierte Ranga Yogeshwar 2014: „Schriftliches Kulturgut ist ein Schatz – und eine Verpflichtung.“ Wir müssen uns dieser Verpflichtung stellen, denn das durch die Gedächtniseinrichtungen tradierte Material ist für die nachkommenden Generationen zu bewahren. Ohne Strategie und finanzielle Mittel geht es nicht. Die Strategie liegt mit den Bundesweiten Handlungsempfehlungen vor. Sie regen an, jährlich mindestens ein Prozent des bereits geschädigten und gefährdeten schriftlichen Kulturguts zu sichern. Jedes weitere Zögern verursacht aufgrund der zunehmenden Schäden am Schrift-erbe weitere Folgekosten. Schnellstmöglich sollte ein befristetes, flächendeckendes Bund-Länder-Programm für den Originalerhalt mit angemessenem Volumen die Richtung markieren. Ziel ist dabei mindestens diese eine Prozent bewahrtes Kulturgut pro Jahr. Bei so vielversprechenden Anfängen sollten wir nicht bald vom Ende der bundesweiten Koordinierung der Erhaltung des schriftlichen Kulturguts sprechen müssen.



Staatsbibliothek zu Berlin
Preußischer Kulturbesitz

BLOG-NETZWERK FÜR FORSCHUNG UND KULTUR

FOYER
SERVICE
IT-INNOVATION
WISSEN
FEUILLETON

VIELFALT DURCH FREIHEIT

EIN JAHR BLOGNETZWERK ‚SBB AKTUELL‘

SBB aktuell

Das Blog-Netzwerk der Staatsbibliothek zu Berlin

Mit dem Launch des Blognetzwerks ‚SBB aktuell‘ hat die Staatsbibliothek im Oktober 2015 im Netz eine deutliche Positionierung im Rahmen ihrer Online-Kommunikation vorgenommen. Nicht ein Blog (tatsächlich, korrekt heißt es ‚das Blog‘, da sich der Begriff vom Logbuch ableitet und eine Zusammensetzung ist aus ‚Web‘ für Netz und ‚Logbook‘, dem (Schiffs-)Reisetagebuch) sondern gleich eine ganze Herde solcher Blogs versammelt sich auf der ‚Foyer‘ genannten Startseite und berichtet, genau wie ein Tagebuch, von allen Dingen rund um die Bibliothek aus unterschiedlichsten Blickwinkeln. Mag diese Organisationsform auf den ersten Blick vielleicht verwirren, so bietet sie jedoch dem Einzelnen die Möglichkeit einer fokussierten Sicht auf individuelle Interessensgebiete.

Wer nur mal schauen möchte, was in der Staatsbibliothek in letzter Zeit so passiert ist, überfliegt die Überschriften im ‚Foyer‘. Das Serviceblog versorgt die Nutzerinnen und Nutzer der Bibliothek mit allen notwendigen Informationen für die Bibliotheksnutzung. Die Veranstaltungsdaten findet der Kulturinteressierte im Termine-Blog. Spezialisten werden fündig im Inkunabel-Blog, beim Blog der IT-Innovationen oder den Berichten aus der Orientabteilung. Die Blogs ‚Wissen‘ und ‚Feuilleton‘ versammeln jeweils eher informierende oder unterhal-

tende Artikel. Einzelne Blogs sind nur temporär von Interesse, vielleicht als Begleitung zu einem großen Projekt oder einer Ausstellung, andere bilden im Laufe der Zeit ein durchsuchbares Archiv der Ereignisse ab.

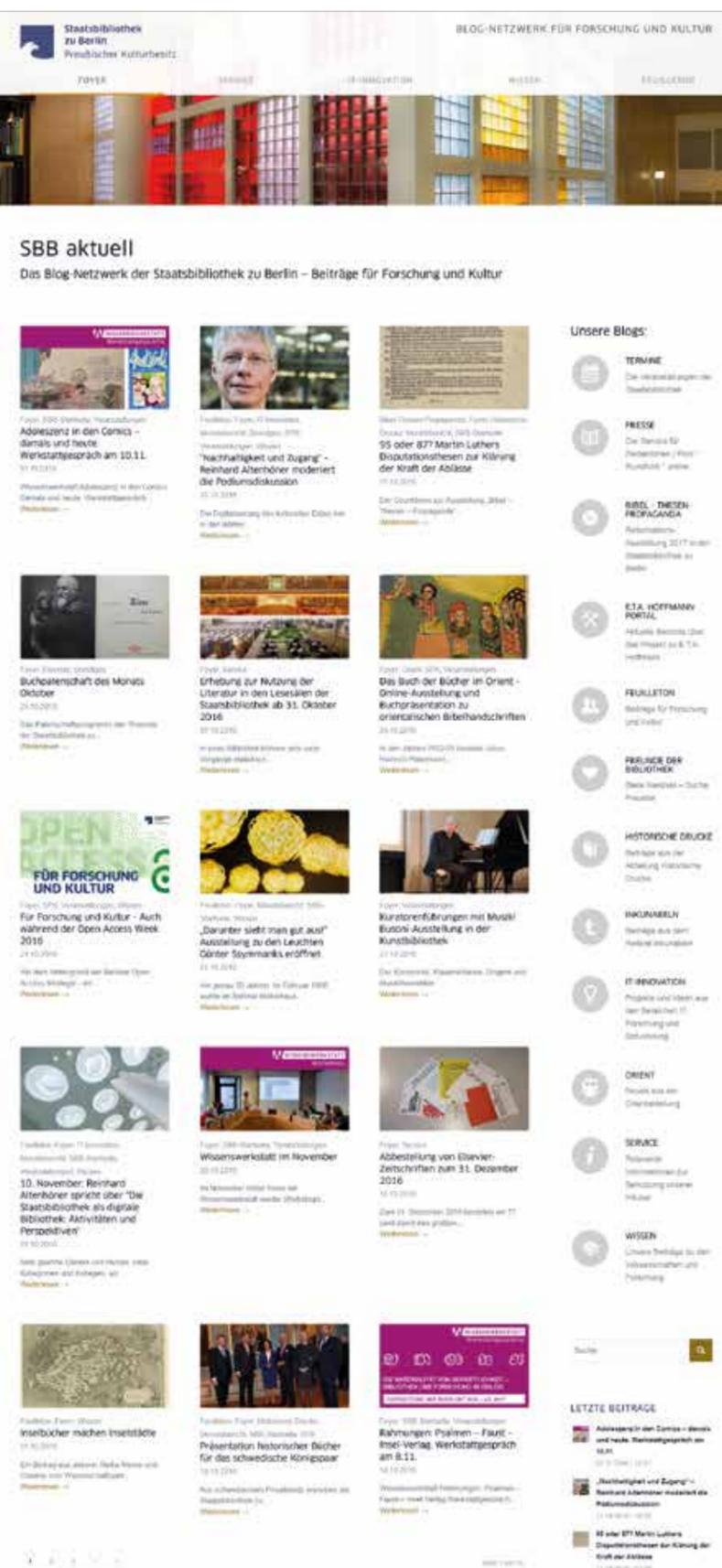
Mit dieser formalen Freiheit bietet das Blognetzwerk nahezu unendliche Möglichkeiten, um alle Facetten der Bibliothek situativ zu beschreiben. Dem Prinzip der Freiheit folgt auch die Zusammensetzung des Redaktionsteams. Aktuell ca. 70 Autorinnen und Autoren aus fast allen Bereichen der Bibliothek bieten eine Vielfalt, die in der konventionellen Öffentlichkeitsarbeit bisher so nicht realisierbar gewesen wäre. Durch die Nähe der Blog-Redakteure zu ihren Inhalten ist zugleich die fachliche Qualität sichergestellt, die Veröffentlichung von Artikeln über Bibliotheksthemen erfolgt direkt an der Quelle ihres Entstehens.

Gudrun Nelson-Busch leitet das Sachgebiet EServices und Kommunikation in der Benutzungsabteilung und die Zentrale Webredaktion der Staatsbibliothek zu Berlin

Ralf Stockmann ist der Leiter des Referats Innovationsmanagement und Online-Bibliotheksdienstleistungen in der Abteilung Informations- und Datenmanagement der Staatsbibliothek zu Berlin

*Titelfoto und Folgeseite: Foyer des SBB-Blogs
rechts: Blogreihe Meere und Ozeane*





Das Blognetzwerk ist mit seinen Möglichkeiten die folgerichtige Weiterentwicklung bisher genutzter Kanäle. So fasste der im E-Mail-Versand verteilte Monatsbericht eine redaktionelle Nachrichtenauswahl nur retrospektiv zusammen. ‚Neues aus der Benutzung‘, das Informationsblatt der Benutzungsabteilung, beschränkte in seiner Erscheinungsform Umfang und Frequenz der Informationsweitergabe. Mit dem Service-Blog und einer schlagwortgesteuerten Zusammenstellung ist das Blognetzwerk die flexiblere Fortsetzung dieser beiden Kommunikationsmedien. Mit seiner Kommentarfunktion lässt es darüber hinaus den Dialog mit den jeweiligen Leserinnen und Lesern zu und erlaubt eine beliebige Anpassung des Textumfangs an das jeweilige Thema.

Allerdings funktioniert ‚SBB aktuell‘ nicht nur als Ersatz für tradierte Kanäle. Auch die Menge und die Reichweite von im Internet publizierten Beiträgen der Bibliothek konnten seit dem Start der Blogs enorm gesteigert werden. Bereits in den ersten sechs Monaten wurden 159 Beiträge von 34 Autorinnen und Autoren veröffentlicht. Damit lag der Wochendurchschnitt bei ca. sechs Artikeln pro Woche oder einem Beitrag pro Öffnungstag der Bibliothek. Dieser Schnitt konnte bis heute annähernd gehalten werden. Insgesamt konnten im ersten Jahr 49.466 Besuche mit 131.900 Seitenansichten gezählt werden. Besonders beliebte Artikel kamen dabei schon mal auf über zehntausend Ansichten. Aber auch speziellere Themen werden rezipiert, nicht nur die Highlights der Berichterstattung finden ihr Publikum. Damit zeichnet sich das Blognetzwerk bei aktuellen Themen gegenüber den konventionellen Web-Seiten der Staatsbibliothek aus. Ein Vergleich der Zugriffszahlen von Nachrichten auf den Web-Seiten der Bibliothek mit

<http://blog.sbb.berlin>

denen der Blogartikel überzeugt: Die Sichtbarkeit und Reichweite einzelner Nachrichten ist im Durchschnitt zehnmal so hoch und in einzelnen Fällen sogar um den Faktor 100 erhöht.

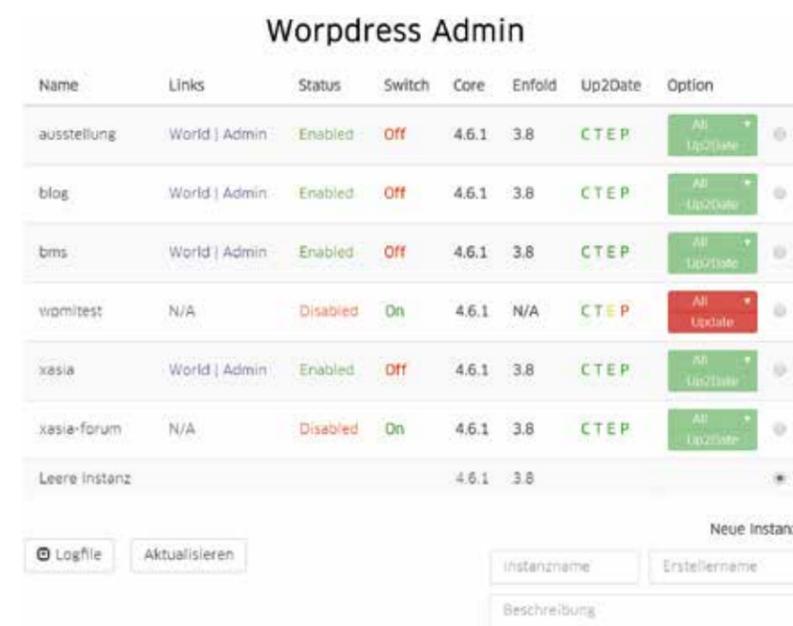
Und das alles funktioniert ganz reibungslos und ohne Absprachen? Fast. Schon 2014 hat die Staatsbibliothek eine Social-Media-Strategie veröffentlicht, sie ist die Basis aller Festlegungen. Daneben gibt es regelmäßige Schulungen und im Intranet Hilfestellungen zur Auswahl des passenden Blogs für den geschriebenen Beitrag, Zusammenfassungen rechtlicher, hier vor allem bildrechtlicher Vorgaben, Schlagwort-Guidelines und den Wunsch, doch bitte mit Bild und unter eigenem Namen zu veröffentlichen. Aber auch hier entscheidet letztlich der bzw. die Einzelne frei. Die Zentrale Webredaktion der Bibliothek koordiniert die Vergabe der Autoren-Accounts, sammelt nützliche Informationen, pflegt die Intranet-Seiten und organisiert die Schulungen. Hier und da muss ein Bild oder eine Kleinigkeit nachbearbeitet werden, aber im Prinzip arbeitet das riesige Redaktionsteam unkompliziert Hand in Hand.

Neben schlanken Regularien ist es aber vor allem das einfach zu bedienende Redaktionssystem, das die Zusammenarbeit so vieler Autorinnen und Autoren geschmeidig ablaufen lässt. Hierzu wurde neben dem bestehenden Web Content Management System (WCMS) der Staatsbibliothek TYPO3 ein zweites System eingeführt: WordPress. Hintergrund dieser Entscheidung war weniger Unzufriedenheit mit TYPO3, sondern mehr der Versuch, den Programmier- und Betriebsaufwand für neue Portale – auch unter gegebenem Termindruck – so niedrig wie möglich zu halten. Jedes neue Portal auf der Basis von TYPO3 benötigt Informatiker-

Ressourcen – WordPress hingegen ermöglicht, in Kombination mit einem Layout-Framework wie ‚Enfold‘, nach einer kurzen Schulung auch Bibliothekarinnen und Bibliothekaren den Aufbau komplexer Designs: ganz ohne Techniker. Die Kolleginnen der WCMS-Fachadministration beraten nun neue Projekte bei der Auswahl – TYPO3 für komplexe und dienstorientierte Angebote, WordPress für schlanke und agile Portale.

Der Betrieb von WordPress an Bibliotheken erfordert jedoch strategische Planung. Es gibt keine Software im Internet, die häufiger den Angriffen von Hackern und Störern ausgesetzt ist – allein aufgrund ihrer Beliebtheit und weiten Verbreitung. Das gefährlichste Einfallstor sind hierbei veraltete Versionen des Kernsystems und der installierten Plugins. Um dem zu begegnen, haben wir das Konzept einer ‚WordPress-Farm‘ erdacht: eine administrative Sicht, die alle installierten WordPress-Instanzen übersichtlich zusammenführt und den Kolleginnen einen minutenaktuellen Überblick über den Updatestatus aller Komponenten gibt. Die Updates werden ebenfalls in dieser Ansicht eingespielt – Dutzende Instanzen lassen sich so binnen Sekunden administrieren.

WordPress-Administrator-Oberfläche



Ferner ermöglicht das Interface ein ‚Klonen‘ von bestehenden Instanzen: Ein erfolgreiches Layout-Konzept, etwa für eine unserer digitalen Ausstellungen, kann so direkt mit einem Klick im nächsten Projekt nachgenutzt werden. Unser Plan für die nahe Zukunft ist es, die Ausstellungen ebenfalls unter einem gemeinsamen Portal zusammenzuführen. Auch dieses Angebot soll den Maximen des Blognetzwerks folgen: Bunte inhaltliche Vielfalt, Genügsamkeit in der Administration und übersichtliche, variable Einstiegsmöglichkeiten für die Nutzenden.

<http://humboldt.staatsbibliothek-berlin.de>

Die Freiheit, die sich im Redaktionsteam des Blogs abbildet, wird so auch auf weitere Angebote übertragen: ein neues Portal kann durch Bibliothekarinnen autonom von der IT-Abteilung konzipiert und erstellt werden. Für die IT-Betriebsicht ist es weitestgehend egal, ob auf der Virtuellen Maschine 23 oder 42 Instanzen verwaltet werden, denn der Wartungsaufwand bleibt konstant.

<http://orient-digital.staatsbibliothek-berlin.de>

<http://themen.crossasia.org/weiss>

<http://etahoffmann.net>

Das vorgegebene Responsive-Design-Framework garantiert automatisch eine gute Lesbarkeit auf Tablets und Smartphones, das hinterlegte Grid-System sowie vorgefertigte Design-Elemente sorgen sowohl für ein Corporate Design als auch für Unabhängigkeit von Design-Agenturen. Im Ergebnis erstellen die Kolleginnen und Kollegen aus den Fachabteilungen auf diese Weise selbstständig multimediale Informationsangebote in hoher Qualität, für die früher die Beteiligung viel größerer Teams notwendig gewesen wäre.

Wir glauben, dass dieser Ansatz generell einen Weg für die Zukunft der Bibliotheken weisen kann: digitale Dienste so zu konzipieren, dass sie auch von Nicht-Technikern verstanden und souverän beherrscht werden können – und hierbei auf die Kompetenzen und die Umsicht der Kolleginnen und Kollegen im Umgang mit freien Werkzeugen zu vertrauen.



900.000 EURO FÖRDERMITTEL ZUGESAGT

CARL FRIEDRICH VON SIEMENS STIFTUNG UNTERSTÜTZT STAATSBIBLIOTHEK IM SAMMELGEBIET PHILOSOPHIE – PRESSEMITTEILUNG

Die Bayerische Staatsbibliothek erhält von der Carl Friedrich von Siemens Stiftung, München, im Zeitraum von 2017 bis 2021 jährlich 180.000 Euro Fördermittel für den Ankauf von gedruckten Büchern aus dem Bereich der Philosophie.

Mit diesen Sondermitteln wird die Bayerische Staatsbibliothek in die Lage versetzt, die Versorgungslücke zu schließen, die bundesweit seit 2013 durch den Wegfall des früheren Sondersammelgebiets Philosophie der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) entstanden ist.

Als Ergebnis einer Programmevaluierung hatte die DFG Ende 2012 ihr Bibliotheksförderprogramm einem grundlegenden strukturellen Wandel unterzogen: Das über sechs Jahrzehnte eingespielte Solidarsystem der Sondersammelgebiete wurde in eine Projektförderung überführt und durch Fachinformationsdienste für die Wissenschaft (FID) abgelöst. Nach dem Scheitern der Überführung des ehemaligen Sondersammelgebiets Philosophie in einen Fachinformationsdienst im Jahre 2013 wurde in Deutschland die Literatur zur Philosophie nicht mehr umfassend zentral gesammelt. Die Bayerische Staatsbibliothek hat sich bereit erklärt, ihren traditionell gut gepflegten Philosophie-Bestand mit Unterstützung der Carl Friedrich von Siemens Stiftung noch

weiter auszubauen, um damit künftig auch in diesem Wissenschaftsfach die Bedürfnisse der Spitzenforschung befriedigen zu können. Neben den jährlich bereitgestellten Stiftungsgeldern in Höhe von 180.000 Euro wird die Bayerische Staatsbibliothek ihrerseits weiterhin jährlich 100.000 Euro Eigenmittel für die Sammlung aufwenden. Die Förderung durch die Stiftung erfolgt in der Erwartung, dass eine angemessene öffentliche Finanzierung des Sammelgebiets Philosophie nach fünf Jahren wieder gewährleistet werden kann.

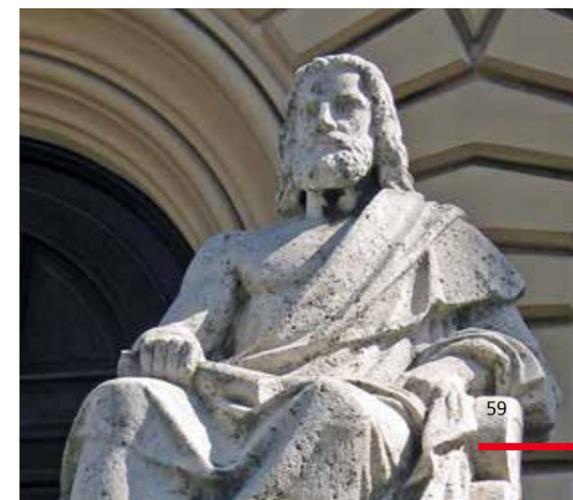
„Durch die Förderung soll zugleich auf das Erfordernis aufmerksam gemacht werden, für das Solidarsystem der Sondersammelgebiete ein sachgerechtes Nachfolgesystem zu schaffen“, so Professor Dr. Heinrich Meier, Geschäftsführer der Stiftung.

„Wir sind überaus dankbar, dass die Carl Friedrich von Siemens Stiftung mit der zugesagten großzügigen Förderung einen maßgeblichen Beitrag dazu leistet, dass die Bayerische Staatsbibliothek dem Sammlungsauftrag im Bereich der Philosophie im Interesse der Wissenschaft angemessen gerecht werden kann“, betont Generaldirektor Dr. Klaus Ceynowa.

Peter Schnitzlein ist Leiter des Referats Presse- und Öffentlichkeitsarbeit der Bayerischen Staatsbibliothek



Statue des Philosophen Aristoteles vor dem Eingangsportal der Bayerischen Staatsbibliothek. Foto: BSB, M. Müller



IM ANGESICHT DES ARARAT

RESTAURIERUNGSEXPERTINNEN DER STAATSBIBLIOTHEK ZU BERLIN GEBEN IHRE ERFAHRUNGEN IN ARMENIEN WEITER



Julia Bispinck-Roßbacher leitet die Restaurierungswerkstatt in der Abteilung für Bestandserhaltung und Digitalisierung der SBB-PK

Meliné Pehlivanian ist stellvertretende Leiterin der Orientabteilung der SBB-PK und Fachreferentin für Afrikanistik, Armenisch, Äthiopisch und die Moderne Türkei

Titelfoto: Blick von Jerewan zum Ararat; Foto: SBB-PK, Julia Bispinck-Roßbacher

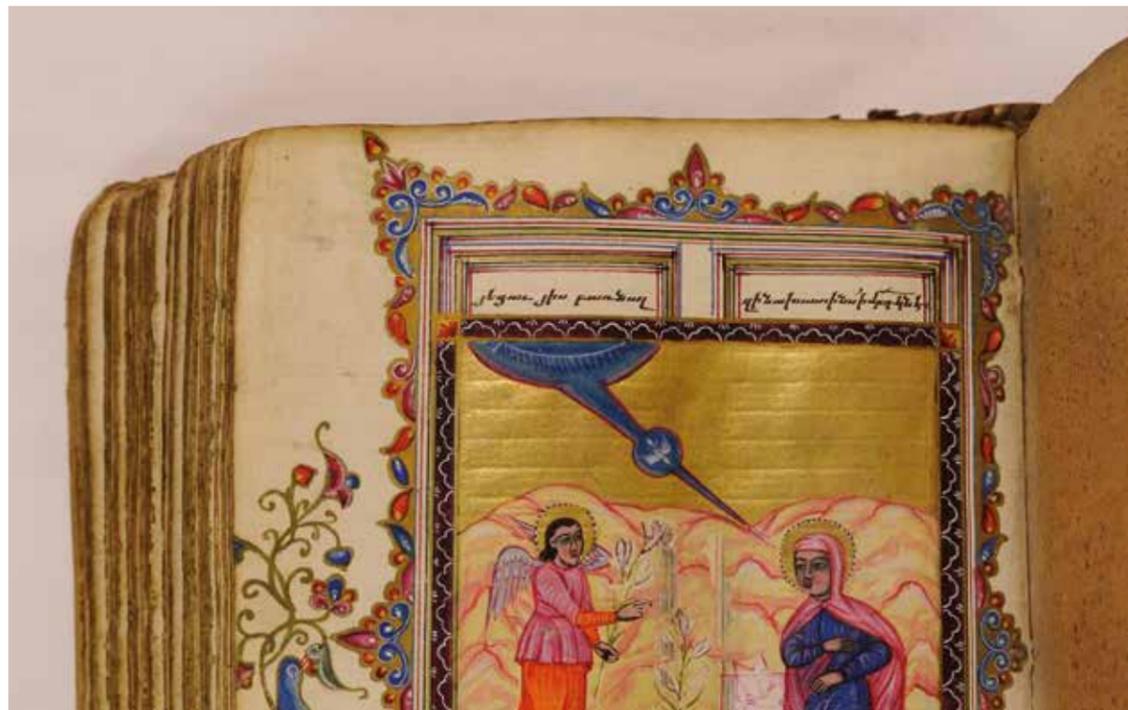
Verkündigungsszene aus einem armenischen Heilevangeliar von 1707. Signatur Ms. or. quart. 337 Bl. 123 v Foto: Hrair Hawk Khatcherian

Bereits seit vier Jahren bestehen offizielle Beziehungen zwischen der Staatsbibliothek zu Berlin und Partnereinrichtungen in Armenien. Während ihrer Armenienreise im Oktober 2012 schloss Generaldirektorin Frau Barbara Schneider-Kempf Kooperationsvereinbarungen mit den führenden Kultureinrichtungen der Republik Armenien im Bibliotheks- und Handschriftenbereich ab: mit der Nationalbibliothek und dem Staatlichen Handschrifteninstitut Mesrop Mashtoz – ‚Matenadaran‘.

Zwischen der Berliner Restaurierungswerkstatt und dem Matenadaran (Altarmenisch für ‚Bibliothek‘) gibt es überdies bereits seit dem Jahr 2000 persönliche und fachliche Beziehungen. Die leitende Restauratorin des Handschrifteninstituts, Frau Dr. Gayane Eliazyan, war in jenem Jahr zur Eröffnung der Ausstellung ‚Armeni syn die menschen

genant: eine Kulturbegegnung mit Armenien in der Staatsbibliothek‘ nach Berlin gekommen. Sie interessierte sich sehr für die Arbeit ihrer deutschen Kolleginnen und lernte eigens zum Zweck des Austauschs die deutsche Sprache. Die Kontakte sind seitdem nicht abgebrochen.

Das Matenadaran ist Museum, Bibliothek, sowie Forschungs- und Restaurierungseinrichtung in einem. Das prachtvolle Gebäude am Ende des Mashtoz-Boulevards in Jerewan beherbergt die bedeutendste Kollektion armenischer Handschriften weltweit – einige, wie der Codex Etschmiadsin aus dem Jahr 989 haben fast den Rang einer nationalen Reliquie. Die Sammlungen des Matenadaran wurden 1997 in die UNESCO-Liste Memory of the World aufgenommen. Der reiche Handschriftenbestand geht auf die 1920 enteignete Klosterbibliothek



von Etschmiadsin (Sitz des Katholikos, des obersten Würdenträgers der Armenisch-Apostolischen Kirche) zurück.

Die armenische Handschriftentradition setzte im 5. Jahrhundert ein und endete erst im 19. Jahrhundert. Manuskripte wurden zuerst auf Pergament, seit dem 13. Jahrhundert dann zunehmend auf Papier geschrieben. Von Beginn an erscheint das armenische Buch in Kodexform – also in der Form eines Buches und nicht z. B. als Schriftrolle. Der älteste erhaltene vollständige und datierte Kodex stammt aus dem 9. Jahrhundert.

Armenien ist berühmt für seine Tradition der Buchillumination, die einen eigenen Weg zwischen byzantinischen, abendländischen und orientalischen Einflüssen ging. Der Gesamtbestand an armenischen Handschriften ist nicht groß, er wird auf etwa 31.000 (komplette) Exemplare weltweit geschätzt. Davon sind ungefähr 7000 Evangelienbücher, die traditionell besonders aufwändig ausgeschmückt wurden. Armenische Handschriften werden in wenigen großen Zentren aufbewahrt. Die bedeutendsten sind neben dem Matenadaran mit 11.100 kompletten Handschriften, die Bibliothek des Armenischen Patriarchats von Jerusalem mit 3.800 und die Mechitaristen-Klöster in Venedig und Wien mit jeweils 3.000 bzw. 2.800 Exemplaren.

In Deutschland besitzen 18 Bibliotheken und Museen insgesamt ca. 300 armenische Handschriften. Die Staatsbibliothek zu Berlin verfügt mit 134 armenischen Handschriften über den größten Bestand in Deutschland. Die Restauratorinnen der Staatsbibliothek konnten so bereits Erfahrungen in der Behandlung solcher Handschriften sammeln. Erst kürzlich wurde

die wohl prächtigste Handschrift unserer Sammlung, ein Heilevangeliar von 1707 (Abb. S. 62 unten), in der Werkstatt behutsam restauriert.

Ein Zugang ganz neuer Art ergab sich dann aber für Frau Bispinck-Roßbacher und Frau Glasa während der Masterclass, die beide vom 26. bis 30. September 2016 für die armenischen Restauratoren-Kollegen im Matenadaran abhielten. Hier ihr Bericht:

Einige Monate vor unserer Reise haben wir gemeinsam mit Frau Dr. Gayane Eliazyan unseren Workshop geplant. Basis dafür waren die von ihr beschriebenen Schäden an den Handschriften im Matenadaran und die Arbeiten, die am häufigsten in der Papierrestaurierung vorkommen. Selbstverständlich mussten wir darauf achten, dass die geplanten Methoden vor Ort sowohl technisch als auch zeitlich im Rahmen von nun einer Woche durchzuführen waren. Es entstand ein Programm, das – eng gestrickt – von Verfahren zur Trockenreinigung über wässriges Entsäuern bis hin zur Sicherung von Kupferfraßschäden reichte.

Am Montag früh erwarteten uns über 20 gespannte Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Matenadaran und zwei Kolleginnen der Nationalbibliothek im großen Raum der Restaurierungswerkstatt. Nach einer Ansprache von Frau Schneider-Kempf, Generaldirektorin der SBB-PK, und einem

v. l. n. r.: Barbara Schneider-Kempf, Generaldirektorin, Ira Glasa und Julia Bispinck-Roßbacher, Kursleiterinnen der Restaurierungswerkstatt der Staatsbibliothek zu Berlin Foto: SBB-PK, Meliné Pehlivanian





Beschichtung von Japanpapier zur Sicherung von Kupferfraßschäden; Foto: SBB-PK, Julia Bispinck-Roßbacher

Grußwort von Frau Dr. Eliazyan stellten wir unser Programm vor. Eine junge armenische Restauratorin übersetzte simultan unser Englisch ins Armenische.

Zunächst stellten wir Methoden und Produkte zur Trockenreinigung vor und sogleich kamen wir in die Diskussion zu Vor- und Nachteilen der unterschiedlichen Anwendungen. Alle Teilnehmerinnen und Teilnehmer waren von Anbeginn sehr engagiert – und ihre kritischen Nachfragen zeigten, wie groß das Interesse war, die neuen Informationen wirklich zu verstehen und korrekt umzusetzen. Weiter ging es mit dem Thema ‚Entfernen von Selbstklebebändern‘: Ein Problem, mit dem Restauratoren zur Beseitigung früherer, unsachgemäß durchgeführter Reparaturen immer wieder konfrontiert sind. Wir demonstrierten, dass mit mechanischen Methoden, etwa durch das Trennen von Träger und Klebstoff mithilfe eines Streifens Silikonpapier, anschlie-

ßend die Klebstoffschicht mit speziellen Radierern entfernt werden kann. Am ersten Nachmittag besuchten wir gemeinsam mit Frau Schneider-Kempf und dem Leiter der Nationalbibliothek die Gedenkstätte zum Völkermord an den Armeniern Zizernakaberd. Der Leiter des dazugehörigen Museums führte uns durch den gesamten Komplex; anschließend legten wir – durch die eindrucksvolle Ausstellung emotional tief bewegt – am Denkmal Blumen nieder.

Der nächste Tag begann mit einem klaren Morgen, der uns einen wunderbaren Blick auf den (fast) wolkenfreien Ararat bot. Bei diesem Anblick war es leicht nachzuempfinden, dass dieser Berg für die tief im christlichen Glauben verwurzelten Armenier ein Heiliger Berg ist, auf dem der Sage nach Noah mit seiner Arche gelandet ist.

Anknüpfend an den Vortag ging es mit erwartungsvollen Blicken weiter mit der Anwendung von Lösungsmittel-Kompressen zur Reduzierung von Verfärbungen und Rändern, die z.B. durch Selbstklebebänder entstanden sind. Die Kolleginnen und Kollegen vor Ort hatten für die verschiedenen Themenbereiche Objekte mit entsprechenden Schäden vorab herausgesucht und vorbereitet. Alle gezeigten Methoden sollten nach unserer ‚Vorführung‘ auch von den Teilnehmerinnen und Teilnehmern selber ausprobiert werden und viele hatten gleich Interesse und Lust, das Gelernte selber anzuwenden und sowohl untereinander als auch mit uns darüber zu diskutieren – was rasch dazu führte, dass die gesamte Gruppe in einen sehr angeregten Austausch kam.

Die folgenden Tage wurden thematisch fortgesetzt mit verschiedenen Methoden der Nassbehandlung, z. B. auf dem Kapillarlvlies und mit dem wässrigen Entsäuern

einschließlich der Durchführung von Erfolgskontrollen. In der Verwendung von hauchdünnem Japanpapier (2–5 g/m²) wurde sowohl das Einfärben als auch das Beschichten dieser Papiere mit Gelatine gezeigt. Durch die Beschichtung kann das dünne Papier leichter verarbeitet werden und mit extrem reduzierter Feuchte kann der Klebstoff anschließend aktiviert und so z.B. Tinten oder Kupferfraßstellen im Original sichern. Diese Methode wurde zuvor im Matenadaran-Institut nicht angewendet und hat nun die Möglichkeiten der Papierrestaurierung wieder ein Stück erweitert.

Der letzte Tag diente dem Thema ‚Ausstellung von Büchern‘ und dessen konservatorischen Aspekten, da dieses den Kolleginnen und Kollegen im Matenadaran mit seinem großen Dauerausstellungsbereich ein wichtiges Anliegen ist. Die angeregte Diskussion über das manchmal mühsame Geschäft, Kuratoren und Ausstellungsverantwortlichen die Notwendigkeit für bestandsschonende Präsentationsformen zu vermitteln, diente letztendlich der Sammlung von Argumenten unterstützt durch die praktische Anleitung für eine einfache aber effektive Buchwiege. Die Kolleginnen und Kollegen vor Ort waren

dankbar für die Unterstützung in diesem Anliegen und allen wurde auf angenehme Weise bewusst, dass wir im Sinne der Handschriften ‚die selbe Sprache sprechen‘.

Bevor wir uns am Freitag verabschiedeten, trafen wir uns noch einmal gemeinsam. Auf unsere Frage in die Runde, ob die Erwartungen an uns denn erfüllt worden seien, folgte ein durchweg positives Feedback. Viele Themen seien im Prinzip bekannt gewesen, aber der Workshop habe zahlreiche Tipps und Tricks aufgezeigt und viel mehr Anwendungsvarianten eröffnet. Gewünscht wurden weitere Themen, wie z.B. Pergamentrestaurierung, die wir innerhalb der einen Woche nicht abdecken konnten – und so hoffen alle Beteiligten auf die Möglichkeit der Fortsetzung dieses Workshops.

Aus unserer Perspektive möchten wir betonen, dass die uneingeschränkte Offenheit, gepaart mit Herzlichkeit und sehr großem Interesse, uns zutiefst beeindruckt und auch bewegt hat. Alle Mitarbeiter im Matenadaran arbeiten unter teilweise schwierigen Bedingungen: immer engagiert für den Erhalt ihrer Handschriften, ihr kulturelles Erbe, auf das sie zu Recht so stolz sind.



Teilnehmerkreis der Masterclass Foto: Matenadaran, Jerewan

„DARUNTER SIEHT MAN GUT AUS!“

DIE LEUCHTEN GÜNTER SSYMMANKS IN DER STAATSBIBLIOTHEK ZU BERLIN



Marianne Seidig hat Kunstgeschichte und Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft studiert. Nach ihrer Promotion absolvierte sie ein Referendariat an der Staatsbibliothek zu Berlin – PK

SONNENUNTERGANGSLICHT

Vor ungefähr 50 Jahren, am 18. Februar 1966, eröffnete das Berliner Möbelhaus Modus in der Wielandstraße eine Ausstellung, die zahlreiche namhafte Besucher anzog: Der Bauhaus-Gründer Walter Gropius war gekommen, der Chefdesigner der Firma Braun, Dieter Rams, und der Architekt

der wenige Jahre zuvor eröffneten Philharmonie am Berliner Kulturforum, Hans Scharoun (Abb.). Das zentrale Ausstellungsobjekt, das sie zu sehen suchten, war eine Leuchte, die auf den Industriegestalter Günter Ssymmank zurückgeht: die sog. ‚Philharmonieleuchte‘. Wie ihr Name verrät, hatte Ssymmank sie Ende der 50er Jahre zunächst für das Foyer der Berliner Philhar-

monie entworfen. Ihre Gestalt harmonierte jedoch nicht nur mit der ästhetischen Erscheinung des 1963 eröffneten Konzertsalles. Wie später deutlich wurde, korrespondierte sie auch mit dem architektonischen Entwurf Scharouns, der 1964 siegreich aus dem Wettbewerb um den Neubau der Staatsbibliothek hervorgehen sollte.

Ein wesentliches Charakteristikum der Leuchte besteht in der Verwendung asymmetrischer Grundformen: Wie die Fünfecke, die sich im Grundriß des Scharounschen Konzertsalles übereinanderstaffeln, schieben sich die Polyamid-Pilze, aus denen die ‚Philharmonieleuchte‘ zusammengesetzt ist, ineinander. Sie überlappen sich in ihren Ausläufern und erzeugen dadurch ein diffuses, blendfreies Licht, das Günter Ssymmank gern als ‚Sonnenuntergangslicht‘ bezeichnete. „Darunter“, meinte er, „sieht man gut aus!“ Nähere Informationen zu diesem Designklassiker finden sich bislang jedoch nur vereinzelt und müssen mühsam zusammengesammelt werden. Deshalb entstand die Idee, für die große Vitrine im Süden der Eingangshalle der Staatsbibliothek eine Ausstellung zu erarbeiten, die sich der Vorstellung der Philharmonieleuchte widmet. In Anlehnung an die Ausstellung im Berliner Möbelhaus Modus vor 50 Jahren sollte sie den Aufbau und die Zusammensetzung der Leuchte veranschaulichen und sie im Kontext des deutschen Nachkriegsdesigns verorten.

Was sich in diesem Zusammenhang schnell abzeichnete, war, dass sich die Ästhetik der Leuchte, von der insgesamt 69 in der Philharmonie und insgesamt 70 in der Staatsbibliothek aufgehängt wurden, nicht nur durch den Lichteffect, den Ssymmank anstrebte, erklären lässt. Sie ist auch von den kulturellen, wissenschaftlichen und

technischen Entwicklungen ihrer Zeit geprägt. So mochte etwa die planetenkugelförmige Anmutung der im Durchmesser 62 cm messenden Leuchte u.a. die Weltraumbegeisterung assoziieren, die durch die Erfolge der Raumfahrt in den späten 50ern einen zunehmend großen Teil der Gesellschaft in ihren Bann zog (Abb.).

RAUMFAHRT UND RAUMGESTALTUNG

Am 5. Oktober 1957 schoss die Sowjetunion mit der ‚Sputnik 1‘ den ersten künstlichen Satelliten in die Erdumlaufbahn. Kurze Zeit später folgte die Hündin Leika – und der erste Mensch. Am 12. April 1961 umrundete Juri Gagarin in 108 Minuten die Erde.

Die Überraschung für den Westen hätte nicht größer sein können – insbesondere für die USA, die die technische Überlegenheit der Sowjets fürchtete. Über deren Leistungsfähigkeit schockiert, suchte sie unter Hochdruck ihr eigenes Weltraumprogramm voranzutreiben. Präsident Eisenhower brachte im Juli 1958 ein Gesetz zur Gründung der ‚National Aeronautics and Space Administration‘ auf den Weg. John F. Kennedy fasste 1961 den Plan, einen Menschen auf den Mond zu schicken und ihn wieder zur Erde zurückzubringen. In seiner Rede an den amerikanischen Kongress vom 25. Mai 1961 schlug er entsprechend vor, „die Entwicklung eines geeigneten Mondschiffs zu beschleunigen“. Die interessierte Öffentlichkeit verfolgte das Thema auf allen Kanälen – auch im Fernsehen. Die Kultserie ‚Raumpatrouille Orion‘, die seit 1966 vom deutschen Fernsehen ausgestrahlt wurde, besaß Einschaltquoten von bis zu 56 %. Sie wurde des Öfteren als ‚Straßenfeger‘ bezeichnet. Nicht zufällig schlug sich die Weltraumbegeisterung auch im Design der 50er und 60er Jahre nieder. Alltagsgegen-



Günter Ssymmank
Foto: Privatarhiv
Christian Ssymmank

links:
Die Philharmonieleuchte in der Staatsbibliothek zu Berlin
Foto: SBB-PK,
Hagen Immel

stände, die seit den 50ern in die Haushalte Einzug hielten, spielten immer wieder auf die Raumfahrt an: Sitzmöbel erinnerten an Raketendüsen, Radiowecker an Astronautenhelme, Deckenlampen an Planeten. Kurz: Kosmische Objekte bevölkerten die moderne Wohnung. Der Architekt Scharoun hatte die sich hierbei abzeichnende Zukunftsbegeisterung ebenfalls im Blick, als er die Staatsbibliothek am Berliner Kulturforum entwarf. So erschuf er einen Lesesaal, der die Ansprüche und Vorstellungen moderner Nutzer und Nutzerinnen berücksichtigt: Während seine Weitläufigkeit ein ungehindertes Streben durch den Raum ermöglicht, reflektieren die Lichtkalotten und die Kugelleuchten, die wie Raketendüsen und Planetenkonstellationen an der Decke hängen, den Fortschrittsglauben des Space Age.

KUNST AUS KUNSTSTOFF

Eine wesentliche Voraussetzung für die Produktion der Kugelleuchten bildete die Entwicklung moderner Kunststoffe – Materialien nämlich, die den Alltag der Deutschen seit den 50ern stark veränderte. In der

Musikindustrie setzte sich das neue Vinyl gegen das traditionelle und eher zerbrechliche Schellack durch. Im Lebensmittelhandel verbreiteten sich PE-basierte Einweg-

verpackungen. In der Möbelbranche avancierte Plastik zu einem der beliebtesten Materialien. Vor allem Stühle, Tische und elektronische Geräte wurden aus Kunststoff gefertigt. Den Gestaltungsmöglichkeiten schien dabei keine Grenze gesetzt. Kunststoffe konnten in verschiedenen Stärken hergestellt und in unterschiedliche Formen gegossen werden. Darüber hinaus war es problemlos möglich, sie in unzähligen Nuancen einzufärben. Da die Farbe dem Material zumeist vor der Bearbeitung beigegeben wurde, war das Verfahren in der Regel kostengünstig: Es erübrigte den Aufwand nachträglicher Anstriche. Produktdesigner erkundeten die neuen Gestaltungsmöglichkeiten mit Begeisterung. Design und Kunst kamen sich dabei immer näher. Die chemische Industrie beförderte diese Entwicklung. Um das Spektrum der Einsatzmöglichkeiten von Kunststoffen im Alltag zu erweitern, suchten Firmen wie Bayer oder British Petroleum Kooperationen mit anerkannten Designern einzugehen – u.a. mit Günter Ssymmank.

In den 50er Jahren hatte der noch junge Designer ein Architekturstudium an der Technischen Universität in Berlin begonnen. Wenige Jahre später wurde er Assistent seines Professors Hans Scharoun. Er spezialisierte sich auf die Treppenkonstruktionen und entwarf verschiedene Leuchten, u.a. in Zusammenarbeit mit dem Chemiekonzern Bayer. Mit Unterstützung der Kunststoff-Abteilung der Konzerns schuf Ssymmank die entscheidenden materialtechnischen Voraussetzungen für seine Philharmonieleuchte – auch wenn die Stoffe, aus denen die Leuchte heute gefertigt wird, nicht mehr dieselben sind: In den 60ern wurden die insgesamt 252 Einzelteile der Leuchte

*Blick auf die Deckenbeleuchtung, die sogenannten Kalotten, im Lesesaal der Potsdamer Straße
Foto: SBB-PK, Hagen Immel*

aus Polyamid hergestellt – einem Material, das bis dahin zuvorderst in der Modeindustrie verwendet wurde. Die pilzförmigen Schirmchen, die die Oberfläche der Leuchte bilden, wurden dabei in ein zugrundeliegendes Kunststoffgestell eingesteckt und mithilfe eines noch nicht langzeiterprobten Klebstoffes verbunden.

Wie sich später herausstellte, sollte der Klebstoff im Laufe der Jahrzehnte an Elastizität verlieren. Daher werden die Leuchten heute verschraubt – und nicht, wie einst, verklebt. Außerdem werden sie aus einem weiterentwickelten Polyamid gefertigt – dem UV-resistenteren Durethan B 30 S. Die Leuchten, die heute in der Staatsbibliothek hängen, haben sich relativ gut erhalten. Sie bestehen noch immer aus Originalteilen, die in den 80er Jahren im Rahmen von Reparaturmaßnahmen miteinander verschraubt wurden. In der Philharmonie sieht es etwas anders aus: Hier waren die Pilzelemente noch bis vor wenigen Jahren miteinander verklebt. Da sie sich im Laufe der vergangenen Jahrzehnte gelockert haben und aus ihren Halterungen herauszufallen drohten, wurden sie seit Juli 2015 komplett durch neue Leuchten ersetzt.

SPÄTER RUHM

Ihrer Innovativität zum Trotz fanden die Leuchten Ssymmanks zunächst nur wenig Zuspruch. Anerkennung blieb vielmehr jenen Produktgestaltungen vorbehalten, die den ästhetischen Vorstellungen des Deutschen Werkbundes sowie des Rats für Formgebung entsprachen – zweier Institutionen, die den konstruktivistischen Minimalismus des Bauhauses befürworteten und maßgeblichen Einfluss auf die gestalterischen Ideale der Nachkriegszeit ausübten. Die Konstruktionsleistungen Ssymmanks blieben vor

diesem Hintergrund zunächst verborgen. Angemessene Fürsprache sollten sie erst in den 80er Jahren erhalten, als eine seiner Leuchten in die Sammlung des Museum of Modern Art in New York aufgenommen wurde. Mittlerweile gelten die Leuchten als Designklassiker.

Interessenten können die Konstruktion der Leuchte in der Foyer-Ausstellung der Staatsbibliothek studieren. Sie wurde im September 2016 in Anwesenheit des Sohnes von Günter Ssymmank, Christian Ssymmank, sowie in Anwesenheit der Generaldirektorin, Barbara Schneider-Kempf, eröffnet und kann zu den Öffnungszeiten der Staatsbibliothek besucht werden.

*Öffnungszeiten der Staatsbibliothek zu Berlin – PK:
Mo–Fr 9–21 Uhr
Sa 10–19 Uhr*



*Die Generaldirektorin der Staatsbibliothek zu Berlin, Barbara Schneider-Kempf, mit Christian Ssymmank, dem Sohn Günter Ssymmanks, während der Ausstellungseröffnung
Foto: SBB-PK, Hagen Immel*

VERBORGENE SCHÄTZE BERÜHMTER PERSÖNLICHKEITEN

DIE SAMMLUNG DER ZIMELIENAUTOGRAPHEN DER BAYERISCHEN STAATSBIBLIOTHEK UND IHRE DIGITALISIERUNG

Dr. Wolfgang-Valentin Ikas ist Leiter des Referats Handschriften und Benutzung, Abteilung Handschriften und Alte Drucke

Dr. Cornelia Jahn ist Leiterin des Referats Karten und Bilder, Abteilung Handschriften und Alte Drucke

Zu den reichen Beständen der Bayerischen Staatsbibliothek zählt die heute mehr als 36.000 Stücke umfassende Sammlung von Autographen, also von Originalschriftstücken mehr oder minder bekannter Persönlichkeiten. Hierbei handelt es sich in der Regel um einen Brief, eine Karte, ein Albumblatt, eine Urkunde oder ein Aktenstück. Das Autograph ist also mehr als die bloße Unterschrift (= Autogramm) und weniger als ganzes Konvolut von Briefen bzw. umfangreiche Manuskripte.

Erste Autographensammlungen entstanden im 16. Jahrhundert, als im Zuge von Renaissance und Humanismus das Individuum und damit dessen Handschrift an Bedeutung gewann. Als Beispiel sei hier die mehr als 80 großformatige Bände umfassende Sammlung von Gelehrtenbriefen der Familie

Camerarius erwähnt, die die Bibliothek seit ihrer Vereinigung mit der Mannheimer Hofbibliothek 1803/04 unter den Signaturen Clm 10351-10431 verwahrt.

Im 19. Jahrhundert – der Blütezeit des Autographensammelns – stand indessen nicht das historisch-wissenschaftliche Interesse an den Schriftstücken im Vordergrund, vielmehr wollte man ein Originalschriftstück sozusagen als körperliches Erinnerungsstück von dem Schreiber in die jeweilige Sammlung einreihen. So entstanden umfangreiche Autographensammlungen, die für die Bayerische Staatsbibliothek Karl von Halm (1809–1882) im Jahr 1858 begründete. Ganz im Sinne der Zeit sammelte er Schriftstücke von Regenten, Staatsmännern, Komponisten, bildenden Künstlern, Schriftstellern, Theologen und Gelehrten aller

Wenn die Herbs was zu sagen hatten
Würden sie nicht an die Sprache denken

Dieses Original ist ein Original, das von
meinem Sohn, Wolfgang Goethe's Sohn, besitzend
Königlichen Hofbibliothek
1849.



Der Bibliothekar und Autographensammler Karl von Halm (1809–1882)
Foto: BSB Bildarchiv

Wert der Stücke im Vordergrund. Heute werden Einzelautographen nur dann erworben, wenn sie von herausragendem Quellenwert sind und den Sammlungsschwerpunkten entsprechen. Die Sammlung umfasst derzeit ca. 36.000 Einzelstücke (Signatur: Autogr.). 664 davon sind so wertvoll und exceptionell, dass sie im Tresor aufbewahrt werden und die Signatur ‚Autogr. Cim.‘ für Zimelienautographen tragen. Dieser Teilbestand liegt nunmehr vollständig digital vor – allerdings sind einige wenige Stücke aus rechtlichen Gründen von außerhalb der Bibliothek nicht abrufbar, siehe www.digitale-sammlungen.de > Digitale Sammlungen > Nachlässe & Autographen > Briefe und Einzeldokumente berühmter Persönlichkeiten (Autogr. Cim.).

GESCHICHTE UND AUFBAU DER SAMMLUNG

Die Einreihung von Spitzenstücken unter die Zimelien erfolgte bereits in der Gründungszeit der Sammlung im 19. Jahrhundert. 1843, beim Bezug des Gebäudes in der Ludwigstraße, hatte Johann Andreas Schmeller (1785–1852) die Zimelien neu geordnet und mit der Signatur ‚Cim.‘ (= Cimelia) versehen. Dies betraf zunächst ‚nur‘ herausragende Handschriften und seltene Drucke (Rariora). Die wertvollsten Autographen wurden hier erst nach und nach eingereiht. Eine Auswahl der Zimelien wurde in einer Dauerausstellung präsentiert, zunächst in einem Saal in der Nordostecke des Westflügels, später im sogenannten Fürstensaal. Hier wurden nach und nach auch wertvollste Autographen gezeigt, mit dem Ziel, weitere Stücke für die Sammlung zu akquirieren – eine Strategie, die sich als äußerst erfolgreich herausstellen sollte. Wer um 1900 diese Dauerausstellung besuchte, sah u. a. Schriftstücke von Ferdinand II.

Fachrichtungen. Von Halm warb aktiv Geschenke ein und versuchte, wichtige Einzelstücke käuflich zu erwerben. Dass er zur Aufstockung seines Etats Dubletten, die in Wirklichkeit keine waren, verkaufte, sei hier nur am Rande erwähnt. Ziel war es also, möglichst viele Handschriftenproben zusammenzutragen; der wissenschaftliche Wert der Schriftstücke spielte hier keine Rolle. Dieses Bestreben gipfelte darin, dass von Halm geschlossene Briefsammlungen auflöste und in die Autographensammlung einreichte und somit die ursprüngliche Provenienz zerstörte. Nach seinem Ausscheiden 1882 setzte eine gegenläufige Entwicklung ein. Seither steht der wissenschaftliche

Autograph Johann Wolfgang von Goethes mit Echtheitszertifikat seines Sekretärs
Quelle: BSB, Autogr.Cim. Goethe, Wolfgang.21

von Aragon, Benjamin Franklin, Andreas Hofer, William Penn, George Washington, Jean Jacques Rousseau und Friedrich von Schiller. Um 1910 lösten dann die thematischen Ausstellungen diese Dauerausstellung der Zimelien ab. Interessanterweise war eine der ersten thematischen Ausstellungen des Hauses bereits 1910 den seltenen Autographen gewidmet.

1974 wurde das Fach Cimelia aufgelöst; die Stücke wurden in die jeweiligen Fächer für Handschriften, Drucke etc. integriert und mit der entsprechenden Fachsignatur versehen. Die Zimelienautographen hat man in die allgemeine Autographensammlung eingereiht, allerdings als Untergruppe mit der Signatur ‚Autogr.Cim.‘ versehen.

Heute (Stand: Oktober 2016) zählen 664 Stücke zu den Zimelienautographen. Sie reichen vom Ende des 15. bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts und sind somit auch ein Zeugnis von fünf Jahrhunderten Schriftentwicklung. Das älteste, datierte Schriftstück ist ein Brief Ferdinands II. von Aragon vom 31. März 1505 an einen unbekannten Adressaten, das jüngste Objekt ein Schreiben Thomas Manns an den Schweizer

Musikwissenschaftler Willi Schuh vom 15. Juni 1955. 23 Schriftstücke sind undatiert. Die Zimelienautographen verteilen sich zeitlich, wie folgende Liste zeigt:

Bis 1500:	1
1501 – 1600:	56
1601 – 1700:	50
1701 – 1800:	80
1801 – 1900:	424
1901 ff.:	30

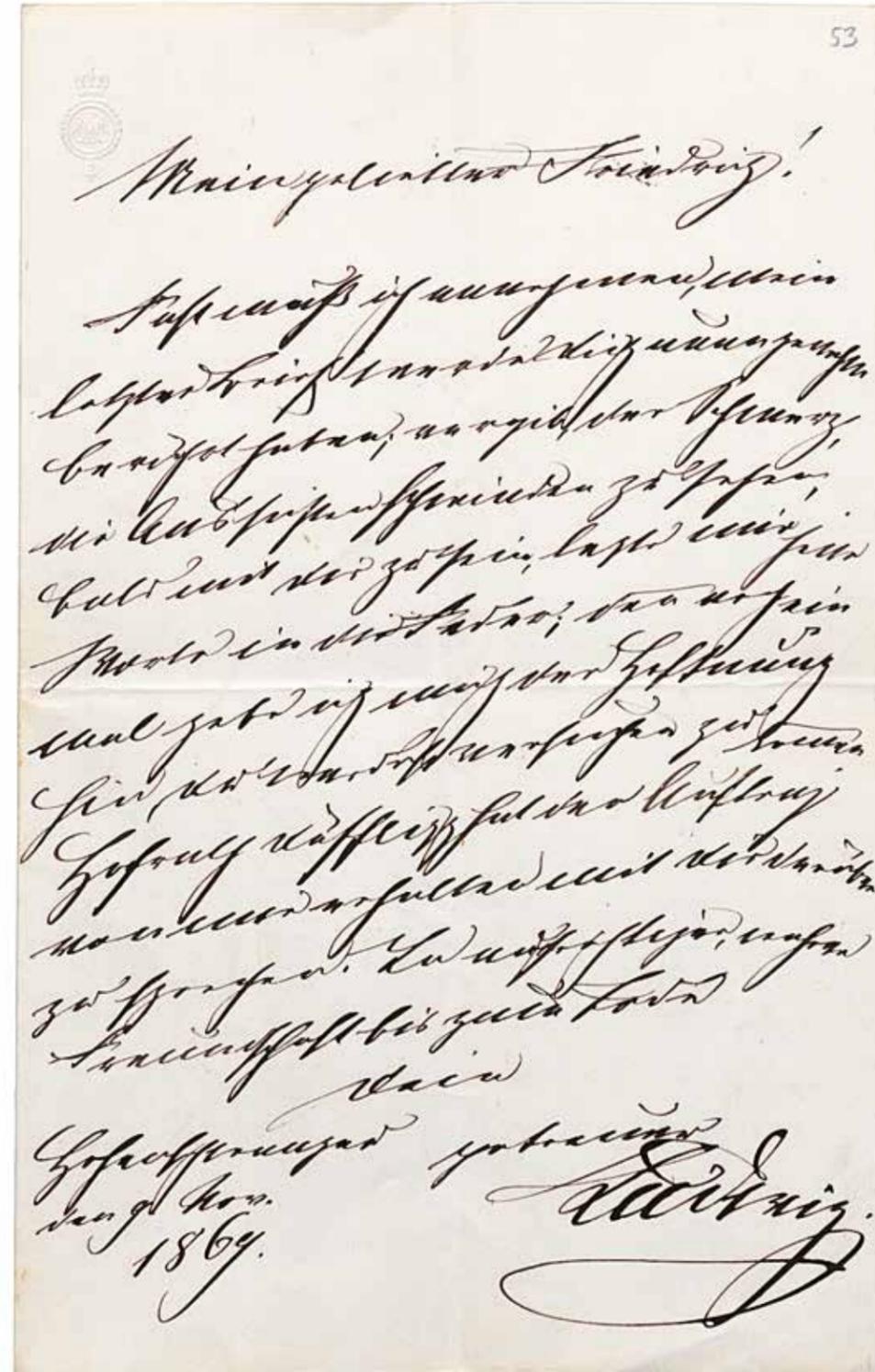
BERÜHMTE NAMEN, BEWEGENDE SCHICKSALE ... UND EINE FUNDGRUBE FÜR GRAPHOLOGEN

Schriftproben berühmter Regenten, von Schriftstellern, Theologen, Wissenschaftlern, Komponisten und bildenden Künstlern charakterisieren die Sammlung. Bei den Regenten seien neben den bayerischen Herrschern – allein 106 Briefe stammen von König Ludwig II. und 23 Autographen von dem ersten bayerischen Kurfürsten Maximilian I. – Napoleon, Otto von Bismarck, George Washington und Benjamin Franklin erwähnt. Die bedeutendsten deutschen Schriftsteller und Dichter der Klassik und Romantik sind in dieser Sammlung vertreten, allein 23 Briefe Goethes sind darunter. Erwähnt sei ein Brief Friedrich von Schillers an Christian Gottfried Körner über seine erste Begegnung mit Goethe vom 12. September 1788 .

Bei den Komponisten reicht die Bandbreite von Orlando di Lasso über Carl Philipp Emanuel Bach, Mozart, Beethoven, Brahms, Bruckner, Mahler bis hin zu Hans Pfitzner und Alban Berg. Von Richard Wagner finden sich 82 Briefe. Theologen wie Martin Luther und Philipp Melanchthon sind in der Signaturengruppe ebenso zu finden, wie ein Schriftstück mit dem Namenszug Michelangelos oder Briefe des Malers Carl Spitzweg. Dem Profil der Nachlass-Sammlung insgesamt entsprechend, sind Schriftstücke bedeutender Geisteswissenschaftler und Philosophen besonders zahlreich. Genannt seien hier die Brüder Humboldt, Immanuel

Kant und Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling, von dem sich 49 Briefe in der Sammlung befinden. Erschütternd ist der vermutlich letzte Brief der Schriftstellerin Lena Christ an einen unbekannten Adressaten, den die Autorin vor ihrem Selbstmord

Zimelienausstellung im Fürstensaal der Bayerischen Staatsbibliothek um 1900
Foto: BSB, Bildarchiv



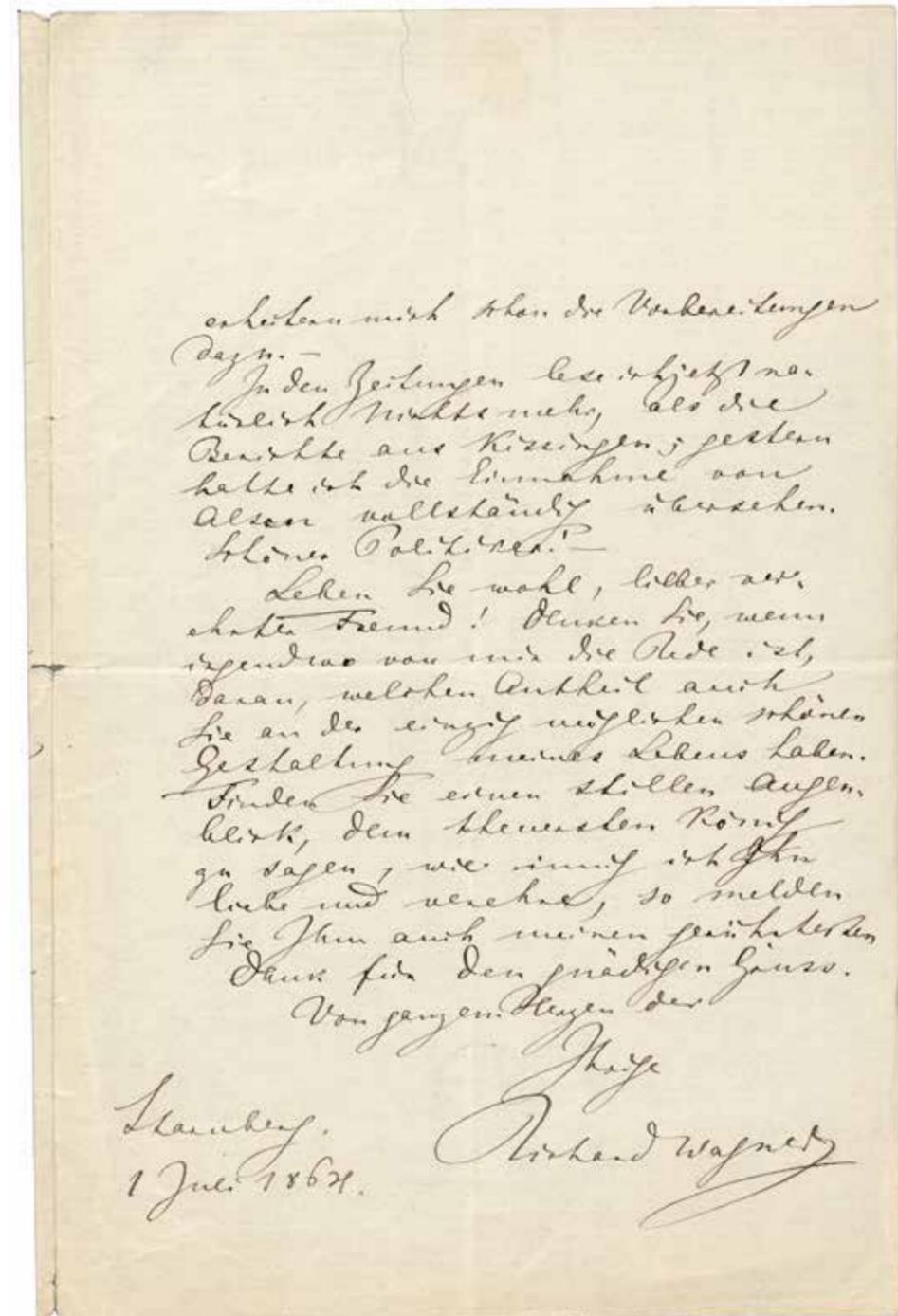
Eigenhändiger Brief König Ludwig II. von Bayern an den Bühnentechniker Friedrich Brandt vom 9. November 1869
Quelle: BSB, Autogr.Cim. Ludwig <Bayern, König, II.>.53

verfasste. Darin rechtfertigt sie diesen Schritt „als Ehrenrettung für meine Angehörigen und meinem Namen“ und bittet darum, ihrer Tochter Alexandra Unterstützung zu gewähren, „damit sie es leicht hat mit ihrem Leiden und ihrer etwas morschen Seele. Sie kann nichts für ihr Wesen. Sie stammt ja von gleichem Blut und Fleisch wie ich unglückseliges Menschenkind.“

NACHWEIS UND DIGITALISIERUNG

Diesen hochattraktiven Handschriftenbestand einer größeren Öffentlichkeit zugänglich zu machen, war nicht nur äußerst wünschenswert, sondern entspricht dem strategischen Ziel der Bayerischen Staatsbibliothek. Seit mehreren Jahren ist sie dabei, ihre Handschriftenbestände – lokal in ihrem Bibliothekskatalog – sowie regional im Bayerischen Verbundkatalog – und weltweit im WorldCat nachzuweisen. Zu diesem Zweck werden Kurzaufnahmen angelegt, die beispielsweise über den Verfasser oder die Signatur recherchiert werden können. Dieses Verfahren wurde für die gebundenen Handschriften (Codices) bereits weitestgehend umgesetzt, für Nachlass-Materialien bedarf es allerdings weiterer Anstrengungen. Die Benutzung besonders wertvoller Stücke – im Bibliotheksjargon als Tresormaterialien bezeichnet – obliegt besonderen Auflagen. Aus Sicherheits- und Bestandschutzgründen sind diese nicht wie der größte Teil des von der Handschriftenabteilung verwalteten Hand- und Druckschriften frei bestellbar, sondern müssen nach einer entsprechenden Prüfung und ggf. auch Würdigung des Forschungsanliegens individuell genehmigt werden. Auch ist die Benutzungsdauer entsprechend limitiert. Die gut 660 Zimelienautographen sind als

derartige Tresormaterialien klassifiziert. Um diese einerseits angemessen präsentieren und andererseits das beschriebene Genehmigungsverfahren auf die wissenschaftlich notwendigen Fälle einer Einsichtnahme in das Original begrenzen zu können, wurde der gesamte Fonds digitalisiert. Die Vorteile dieser einmaligen und konzentrierten Aktion zeigten sich rasch und deutlich: Erstens reduzierte sich der Verwaltungs- und Arbeitsaufwand erheblich, da keine Einzelautographen mehr genehmigt, aus dem geschützten Bereich ausgehoben und mit den erforderlichen erhöhten Sicherheitsmaßnahmen digitalisiert, sowie in die einzelnen Kisten zurücksortiert werden müssen. Zweitens kann Kundenwünschen nach qualitativ hochwertigen Digitalisaten nun zeitnah und – für die Forschung in der Regel kostenlos – entsprochen werden. Drittens stellte diese Aktion eine wunderbare Bestandsrevision dar, die zugleich den Ausgangspunkt für eine zukunftssträchtige Ausweitung und Arrondierung bot. Handelte es sich bislang bei den Autogr.Cim. nämlich um ein relativ festgefügtes Korpus, wächst der Bestand neuerdings durch die systematische Sichtung im Bereich der ‚normalen‘ Autographen. Die Durchsicht dient dabei nicht nur konservatorischen Zwecken, sondern auch dem Ziel der evaluierenden Selektion: Als besonders wertvoll eingestufte Autographen werden eingebettet und entsprechend umsigniert. So konnten in den letzten Wochen neun weitere Schriftstücke als Zimelien definiert und digitalisiert werden, zum Beispiel Autographen von Jean-François Champollion (1790–1832) und des Theologen Johannes Cochlaeus (1479–1552). Eine sehr verdienstvolle Aktion, durch die dieser herausgehobene Bestand mittelfristig auf deutlich über 700 Einheiten, vermutlich sogar auf über 800 wachsen wird.



Richard Wagner dankt König Ludwig II. für seine Unterstützung. Eigenhändiger Brief des Komponisten an den Sekretär des Königs Franz Seraph von Pfistermeister, Starnberg, 1. Juli 1864. Quelle: BSB/Autogr. Cim. Wagner, Richard.61 (Ausschnitt)

De W. 14. 192

Gratiam & pacem in Christo Iam hinc hinc a te
 accepit. Mihi vero, si gratias ago diligenter & fides tua
 quod michi omnia ista significasti. Nos nostrum nihil
 inuicem habemus. Nam de tyberis inundatione nos omnia
 certius nostis. De tua causa, non ego postum consulere
 qui sum absens, & nullas circumstantias habeo, Optimum fore
 vis, si presertim amicitia consilium sequaris, qui omnia co-
 ram vident, & scilicet consulere. Ex festinatione inuicem
 & ego occupator sum, & ut prolixius scriberem, Neque huius
 nostri laboris, neque rebus alijs potius quibus scribere
 successi in paucis laboribus prodesse lego, huiusmodi
 epistolis exerceo, ut minus plura non hauris, tu meo
 nomine salutabis omnes. Tempus inibi & asperum
 pendium est, si quid extraordinarium agere vult. Caput
 meum adhuc infirmitate, aliter satis fertur, spiritum ho-
 rum matutinis. Aliis enim pulchre valeamus, hic dano
 & salutem te totius salubritatem nostram. Hoc Meum de
 omnia ista (quod singularem inest) in vobis vultum
 tibi esse. Hoc Alas plura & prolixius, Vitembergae
 Iam post Martinij 1530

Martinus Luther

Eigenhändiger Brief Martin Luthers aus dem Jahr 1530 Foto: BSB, Autogr.Cim. Luther, Martin.2

39.

Freitag d. 12. Sept. 1788.

Friedrich Schiller an die von Goethe erzählte, wovon du mir in voriger
 Zeitung wachst. Ich hab' im vorgangenen Freitag eben ganz in
 Gesellschaft zugebracht, wo ich mit der Gattin, der
 Frau, dem und der Frau Schiller, der Frau Schiller, die
 gelassen hat, in der. Die erste publick dinstags ab
 der Meinung ziemlich viel fruchtbar, die man mir von
 dir anzuwenden schon für die beibracht hat.
 Ich von nicht leeren Händen, sagt sie nicht und sagt nicht,
 die Geist ist vorzüglich, aber die Augen sehr annehmlich
 voll, lebhaft und man sieht mit Vergnügen an seinen Blick.
 Die milde Geist hat sich nicht mit wasserwandel und
 gutem. Ich bin nicht, und schon mir alter anzusehen, aber
 meine Bewegung auf wirklich sehr langsam. Die dinstags ist
 abwechselnd engwandig, die schiffung sehr schön, geistvoll und
 belibt, man hat es mit abwechselnd und Vergnügen,
 und man so bei gutem Humor ist, insofern dinstags
 besonders die Tage war, schiff so ganz und nicht in
 der. Unser Bekanntheit war bald gemacht, und
 die den mindesten Zwang, fruchtig war die Gesellschaft so gut
 und so seinen Umgang so annehmlich, als dass es nicht
 allein nicht ist, sollte sehr abwechselnd als allegorien
 durch den Sommer, so schiff so ganz und nicht leidet
 schifflichen firarrungen von Italien, die vor mir

Friedrich von Schiller berichtet über seine Begegnung mit Goethe Brief vom 12. September 1788 Foto: BSB, Autogr.Cim. Schiller, Friedrich von.2

NUTZEN FÜR DIE FORSCHUNG STIFTEN – STATT SAMMELN ,AUF GUT GLÜCK'

SSG FID

*Katja Dühlmeier
ist Referentin für
Öffentlichkeitsarbeit
an der Staatsbiblio-
thek zu Berlin; von
1998 bis 2009 leitete
sie das Sonder-
sammelgebiet
Ethnologie/Volks-
und Völkerkunde an
der UB der Humboldt-
Universität zu Berlin*

VOM SSG ZUM FID: DIE BERLINER STAATSBIBLIOTHEK BIETET VIER FACHINFORMATIONSDIENSTE AN

Stellen Sie sich vor, Sie benötigen für Ihre Forschungsarbeit dringend ein bestimmtes Buch über die Pflanzenwelt Madagaskars – auf Französisch, ein etwas abseitiger Titel, 1956 verfasst und sehr speziell, aber für Sie unverzichtbar. Selbst Ihre sonst so großartig bestückte Staatsbibliothek, sei es nun die in Berlin, sei es die Bayerische, meldet eine Fehlanzeige. Ihre Recherche, vielleicht mit Unterstützung Ihres freundlichen Bibliothekars vor Ort, ergibt schließlich: Es gibt dieses Buch tatsächlich in einer deutschen Bibliothek, und zwar genau einmal, in Frankfurt am Main. Sie bestellen es per Fernleihe, und nur wenige Tage später halten Sie es tatsächlich in der Hand. Es gibt Ihnen den erhofften wertvollen Impuls, die Arbeit ist gerettet. – Genau für einen solchen Fall wurde einst das System der Sondersammelgebiete (SSG) ins Leben gerufen. Jedes wissenschaftliche Werk sollte in Deutschland mindestens einmal vorhanden und auf Anforderung per Fernleihe für jedermann zugänglich sein. Für jedes Wissenschaftsgebiet war eine Bibliothek zuständig und erwarb, mit großzügiger Unterstützung durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG), alle zugehörigen Titel, insbesondere aber den hochspeziellen

Spitzenbedarf – so dass im Fall der Fälle das Buch oder die Zeitschrift für die Forschung bereitstehen würde; so wie eben die Universitätsbibliothek in Frankfurt am Main seit Jahrzehnten Literatur aus und über Afrika sammelte. ‚Vorsorgender Bestandsaufbau‘ nennt sich das heute – und wird mittlerweile als nicht mehr zeitgemäß angesehen.

Die Deutsche Forschungsgemeinschaft hat zwischen 2013 und 2015 ihre Förderpolitik für Bibliotheken umgestellt. Finanziert wird nun nicht mehr die umfassende Sammlung in der Hoffnung, dass sich irgendwann einmal jemand für diesen Bestand interessieren wird. Stattdessen steht der unmittelbare Nutzen für die Forschenden im Vordergrund. Fachinformationsdienste, kurz: FID, heißen die neuen Angebote, die mit finanzieller Unterstützung durch die DFG aufgebaut werden. Die Berliner Staatsbibliothek ist mit insgesamt vier Projekten unter den geförderten Bibliotheken: Für Rechtswissenschaft, Slawistik, Kartographie und Asienwissenschaften. Damit liegt sie, gemeinsam mit der Bayerischen Staatsbibliothek, an der Spitze (vgl. auch den Artikel von Monika Morawetz-Kuhlmann im BM 2/2016 über die FID der Bayerischen Staatsbibliothek).

Zwei allgemeine Trends führten zu der Veränderung, die für die Sondersam-

melgebieten-Bibliotheken einen massiven Umbruch darstellte: Zum einen wurde Kundenorientierung auch in Bibliotheken ab den 1990er Jahren verstärkt in den Vordergrund gestellt. Nicht mehr nur die Qualität des Bestands zählte, sondern auch wie intensiv und von wem dieser genutzt wurde. Marketingbegriffe wie Zielgruppe, Kundenbindung und Kundenzufriedenheit hielten Einzug. Etwa zeitgleich setzte mit dem Aufkommen digitaler Medien eine weitere große Veränderungswelle ein. Neue Publikations- und Kommunikationsformen entstanden, aus ‚Büchern‘ wurden ‚Medien‘ und plötzlich waren nicht mehr nur Lese-, sondern vor allem Rechnerarbeitsplätze gefragt. Für die damaligen Sondersammelgebiete mit ihrem Anspruch, deutschlandweit Literatur zu den jeweiligen Fachgebieten zur Verfügung zu stellen, war dieser Wandel Verheißung und Fessel zugleich: Einerseits ist der Zugriff auf online verfügbare Informationen prinzipiell von überallher möglich und bietet damit großartige Chancen, die Fachcommunity an jedem Ort zu erreichen. Andererseits wurde schon bald deutlich, dass kommerzielle Anbieter von elektronischen Informationen den Zugang strikt reglementieren. Datenbanken, Online-Zeitschriften und andere elektronische Medien können in der Regel nicht mehr physisch erworben, sondern nur noch lizenziert, also quasi zeitlich begrenzt ‚gemietet‘ werden. Die Lizenz ist zumeist mit strikten Auflagen – etwa dem Zugriff auf die Informationen nur an bestimmten Geräten – verbunden und verhindert damit geradezu die überregionale Verfügbarkeit, für die die Sondersammelgebiete eigentlich bürgen sollten. Somit aber war der überregionale Sammelauftrag nur noch für Gedrucktes erfüllbar, während digitale Medien und dort verhandelte Trends der Forschung an den SSG vorbei zu ziehen drohten.

Für die neuen Fachinformationsdienste, die nun im Rahmen zeitlich befristeter Projekte aufgebaut werden, gelten nur zwei Grundsätze: Zunächst einmal sind die FID konsequent an den Bedürfnissen und Anforderungen der jeweiligen Wissenschaftscommunity auszurichten. Zum zweiten sollen die neuen Services, wie ehemals die Sondersammelgebiete auch, in erster Linie den Spitzenbedarf decken, der anderweitig nicht erfüllt wird.

E-ANGEBOTE IM ZENTRUM VON FACHINFORMATIONSDIENSTEN

Dabei werden von der DFG vor allem digitale Angebote stark hervorgehoben. Unter dem Stichwort e-only-Policy, also der Vorgabe, möglichst immer, sofern vorhanden, das elektronische Angebot zu erwerben, wurde diese Schwerpunktsetzung in der Bibliothekswelt wie auch unter Wissenschaftlern kontrovers diskutiert. Gibt es doch nicht wenige Fachgebiete, in denen die (gedruckte) Monographie nach wie vor eine zentrale Rolle spielt. Dieser Aspekt hat sich mittlerweile relativiert: Die Ausrichtung an den Interessen der Forschung bedeutet eben auch, gegebenenfalls Printmedien in angemessener Weise zu berücksichtigen. Dennoch entwickeln sich auch in Wissenschaftsgebieten, die dem gedruckten Buch als bevorzugter Publikationsform die Treue halten, digitale Informationsangebote mit rasanter Geschwindigkeit weiter und spielen für alle FID eine wichtige Rolle – Tendenz steigend.

Ein besonders wichtiger Aspekt ist dabei die erwähnte Thematik der Lizenzierung elektronischer Ressourcen. Ziel der FID ist es in der Regel, den Forschenden in ganz Deutschland an ihren Arbeitsplätzen den Zugriff auf die als relevant identifizierten

elektronischen Angebote zu ermöglichen. Lösungsansätze sehen vor, dass beispielsweise die Mitarbeiter vorab festgelegter Forschungsinstitutionen auf Vermittlung der FID Zugangsdaten zu den Ressourcen erhalten – sofern die Anbieter dies zulassen. Da alle Bibliotheken, die einen FID aufbauen, hier vor ähnlichen Herausforderungen stehen, unterstützt das Kompetenzzentrum Lizenzierung (an dem auch die Berliner Staatsbibliothek beteiligt ist) die FID beratend und handelt für sie Verträge aus. Ein weiterer Baustein zahlreicher Fachinformationsdienste ist das Angebot, vorhandene Druckschriftenbestände zu digitalisieren. Dies kann in der Regel nur dort erfolgen, wo die Bestände bereits frei von Urheberrechten sind, also vor allem bei älteren Materialien. Im Zuge der Open Access-Bewegung, die den unbeschränkten und kostenfreien Zugang zu wissenschaftlichen Publikationen zum Ziel hat und von der Deutschen Forschungsgemeinschaft besonders gefördert wird, werden zudem so genannte Fachrepositorien aufgebaut, die den Forschenden des jeweiligen Fachgebietes die Veröffentlichung ihrer Texte gestatten. FID mit einem solchen Angebot übernehmen somit, in engem Rahmen, die Funktion eines Fachverlags.

Welche Dienste ein FID im Einzelnen anbietet, ergibt sich aus den Bedürfnissen der jeweiligen Zielgruppe. Dass dabei ganz unterschiedliche Lösungen möglich sind, zeigt sich exemplarisch an den vier FID, die an der Staatsbibliothek zu Berlin aufgebaut werden.

EIN NAME MIT PROGRAMM: <intR>² FÜR DIE RECHTSWISSENSCHAFT

Der Name liest sich zunächst enigmatisch: <intR>² (gesprochen: Inter-zwei) betont aber vor allem die beiden, das große Fachgebiet der Rechtswissenschaft auf einen überschaubaren Bereich einschränkenden Adjektive: international und interdisziplinär. Damit wird die Veränderung gegenüber der vorhergehenden SSG-Sammlungstätigkeit für die gesamte Rechtswissenschaft sogleich deutlich in den Vordergrund gerückt. „Für einen juristischen Fachinformationsdienst mit einem Schwerpunkt auf elektronischen Ressourcen wäre ein breit angelegtes Profil weder sinnvoll noch notwendig. Elektronische rechtswissenschaftliche Basisangebote sind flächendeckend vorhanden, und eine überregionale Lizenz wäre gar nicht finanzierbar“, erläutert Christian Mathieu, neben Projektleiter Ivo Vogel und Angela Pohl einer der drei Projektverantwortlichen. Die Konzentration auf die interdisziplinären Randbereiche bzw. auf Studien mit internationaler Perspektive bietet die Möglichkeit, hier tatsächlich ein hochspezielles Angebot mit Alleinstellungsmerkmalen zu schaffen, spiegelt dabei aber zugleich auch die Entwicklung der rechtswissenschaftlichen Forschung in Deutschland wider.

Mit <intR>²Dok wurde für den FID mittlerweile das erste juristische Fachrepositorium im deutschsprachigen Raum aufgebaut. <intR>²DoD bietet Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern die Möglichkeit der Digitalisierung on Demand von gemein-

freien Werken aus den Beständen der Staatsbibliothek. An dieser Stelle zahlt sich aus, dass die Vorgängereinrich-

tungen der Staatsbibliothek zu Berlin über Jahrhunderte hinweg umfassend Rechtsliteratur sammelten. Ein Direktbestell- und Lieferdienst für rechtswissenschaftliche Professuren bringt gedruckte Forschungsliteratur schneller als die herkömmliche Fernleihe auf den Schreibtisch der Forschenden. Die elektronischen Angebote stehen online über die Virtuelle Fachbibliothek Recht zur Verfügung, einschließlich einer Suchmaschine für rechtswissenschaftliche Forschungsliteratur. Künftig sollen alle Dienste unter dem <intR>²-Label angeboten werden, weitere Angebote, etwa ein Table of Contents-Dienst kommen in Kürze hinzu und runden die <intR>²-Familie ab.

E-ONLY PASST NICHT IMMER: DER FID SLAWISTIK

Das Sondersammelgebiet Slawistik wurde erst ab 1998 von der Staatsbibliothek zu Berlin betreut und war damit das jüngste SSG im Haus. Bei der Slawistik handelt es sich in Deutschland um ein eher kleines Fach mit wenigen Instituten und ohne außeruniversitäre Forschungsinfrastruktur. Der Leiter der Osteuropa-Abteilung an der Staatsbibliothek zu Berlin Olaf Hamann kann sich, mit Blick auf seine Klientel, nicht immer mit dem Vorrang für elektronische Angebote anfreunden: „Die Forschung in der Slawistik bleibt in hohem Maße an gedruckte Materialien gebunden, wenn auch neuerdings elektronische Angebote stärker in den Fokus rücken. Im Zweifel kann es auch einmal notwendig sein, die gedruckte Ausgabe parallel zur elektronischen zu beschaffen.“ Dies gilt vor allem dann, wenn die Lizenzierung des Online-Angebots nur zeitlich begrenzt möglich und somit die langfristige Verfügbarkeit nicht gesichert ist. Mit dem Übergang zum FID Slawistik wird die Einbeziehung elek-

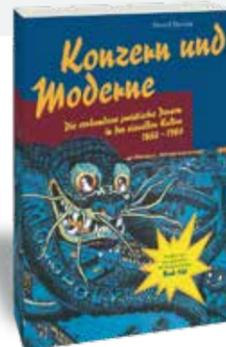
tronischer Materialien künftig forciert. Dabei geht es zunächst vor allem um die Verbesserung der bibliographischen Situation, damit die vorhandene Literatur, insbesondere Aufsätze in Zeitschriften und Sammelbänden, für die Forschenden besser auffindbar wird. Stets wird dabei die Abstimmung mit der Bayerischen Staatsbibliothek gesucht, die mit dem FID Ost-, Ostmittel- und Südosteuropa ein zwar gut abgrenzbares, aber dennoch eng verwandtes Angebot mit dem Schwerpunkt auf Kultur und Geschichte der Region bereitstellt.

KARTEN SIND IMMER ETWAS BESONDERES: FID KARTOGRAPHIE UND GEOBASISDATEN

Der Fachinformationsdienst Kartographie und Geobasisdaten weicht von den anderen FID der Staatsbibliothek stark ab. Statt eines Webportals und Lizenzen für elektronische Ressourcen stehen vor allem Beratungsangebote und die direkte Kommunikation in die Fachcommunity im Vordergrund. Das liegt in den Spezifika von Karten begründet, die den Hauptteil der Informationsquellen des FID ausmachen.

Für die Herstellung von Karten ist eine Vielzahl an Messdaten erforderlich. Diese liegen zwar meist bei staatlichen Stellen in digitaler Form vor, werden aber in entsprechender Qualität nur zu hohen Kosten abgegeben. Sie zu erwerben wäre weder finanzierbar noch sinnvoll, denn auf Vorrat werden die vielfältigen Daten auch der entlegensten Teile der Welt nicht benötigt. Daher übernimmt der FID in erster Linie eine Vermittlerrolle und berät Fachkollegen bei der Anforderung von Geobasisdaten bei

<intR>² [§]



Ein Beispiel für das moderne Profil des FID Recht. Umschlaggestaltung: Elmar Lixenfeld. Abdruck mit freundlicher Genehmigung der Vittorio Klostermann GmbH, Frankfurt/M.

Gemeinschaftsprojekt der Kartenabteilung und der Landesvermessung und Geobasisinformation Brandenburg:

den Anbietern. Mit einer solchen Dienstleistung betritt das Team um den Leiter der Kartenabteilung Wolfgang Crom Neuland. Sein Stellvertreter Markus Heinz erläutert das Konzept so: „Unsere Kern-Nutzergruppe der Kartographen ist vergleichsweise klein. Doch das Beratungs- und Vermitt-



Per Schieberegler können im digitalen Brandenburg-Viewer historische mit aktuellen Karten überblendet werden. <http://bb-viewer.geobasis-bb.de>

lungsangebot richtet sich nicht nur an die Fachwissenschaftler selbst, sondern gerade auch an andere FID; wir bieten uns also quasi als Dienstleister zum Thema Karten für das gesamte Spektrum der Forschung an.“ Daneben sammelt der FID weiterhin Karten, die den Forschenden bei Bedarf auch in digitaler Form zur Verfügung gestellt werden – die bereits an anderer Stelle erwähnte Digitalisierung on Demand, die für Karten aufgrund der Überformate und

benötigten Präzision eine besondere Scannerausstattung erfordert. Und schließlich soll die Auffindbarkeit für die Literatur über Karten deutlich verbessert werden. Dazu wird die an der Staatsbibliothek erstellte Bibliographia Cartographica erweitert und soll, wo möglich, direkt auf elektronisch frei verfügbare Volltexte verlinken. Durch ein neu aufgebautes Fachrepositorium wird gleichzeitig eine elektronische Publikationsmöglichkeit geschaffen.

KÜNFTIG BREITER AUFGESTELLT, NEUE INNOVATIVE IDEEN: CROSSASIA

CrossAsia entstand an der SBB bereits zur Zeit der Förderung des SSG für originalsprachige Literatur aus China, Japan, Korea, der Mongolei, Tibet und Südostasien und war schon damals Vorreiter – sowohl was die Einbeziehung elektronischer Ressourcen angeht als auch im Hinblick auf die Zusammenarbeit mit der Forschung. Als eines der ersten Fachportale ermöglichte CrossAsia den überregionalen, nicht Standort-gebundenen Zugang zu elektronischen Ressourcen für eine begrenzte Community, wie er jetzt für die FID großflächig organisiert wird. Nicht ohne Stolz verweist Matthias Kaun, Leiter der Ostasienabteilung, darauf, dass die für CrossAsia ausgehandelten Verträge Pate gestanden haben für die neuen Lizenzverträge für die Fachinformationsdienste.

Selbst bei dieser guten Ausgangslage gibt es Innovationspotenzial, das mit dem Ausbau zum Fachinformationsdienst CrossAsia nun ausgeschöpft wird. So wurde mit der Universität Heidelberg ein Partner ins Boot geholt. Dadurch gelang zweierlei: Zum einen wurde der von CrossAsia vertretene regionale Raum auf den Bereich Südasiens ausgedehnt, der vormals als Sondersammelgebiet in Heidelberg vertreten war. Darüber hinaus

bringt der neue Partner seine Erfahrung und Kompetenz auf dem Gebiet des elektronischen Publizierens ein, so dass CrossAsia künftig auch ein Open Access-Fachrepositorium – auch für Open Access Zeitschriften, Serien und Monographien – für die Asienwissenschaften anbieten kann.

Vor allem aber ist Matthias Kaun mit seinem Projektteam an der Weiterentwicklung von CrossAsia als so genannte Virtueller Forschungsumgebung interessiert. Die Vision: Wissenschaftler sollen aus dem riesigen Fundus lizenzpflichtiger Daten ihr individuelles Set aus unterschiedlichen Quellen zusammenführen, wodurch sich neue Fragestellungen bearbeiten lassen – Stichwort: Digital Humanities. Der technische Grundstein für das Vorhaben ist gelegt, mindestens ebenso herausfordernd sind jedoch die lizenzrechtlichen Aspekte. Das Projektteam ist jedoch zuversichtlich, dass das Vorhaben gelingen wird.

ALLE ETWAS ANDERS – ALLE MIT DEM GLEICHEN ZIEL

Die Fachinformationsdienste der Staatsbibliothek zu Berlin führen paradigmatisch vor, worauf es im neuen Fördersystem ankommt. Das Ziel, Informationsversorgung für die Spitzenforschung, ist vorgegeben, nicht aber der genaue Weg dorthin. Und so beschreitet jeder der vier FID in konstruktivem Dialog

mit der Fachwissenschaft die Wege, die im jeweiligen Nutzerinteresse in die richtige Richtung führen. Mit der Präsentation auf Tagungen wie auch in Seminaren einerseits, mit der Bewerbung des Angebots in Printform und online andererseits werden die Informationen über die neuen Dienste aktiv verbreitet. Allen vier Projekten kommt zugute, dass die Berliner Staatsbibliothek ihre Sondersammelgebiete stets als Auftrag und Verpflichtung angesehen und finanziell gut ausgestattet hat, sogar in den Jahren schmerzhafter finanzieller Einschnitte in den allgemeinen Erwerbungsetat. Dies ermöglicht es den Verantwortlichen auch weiterhin, breit zu erwerben und die Literatur und Informationsangebote zu beschaffen, die als Grundlage für attraktive Dienstleistungen erforderlich sind. Die Zeit umfassender Sammlungen mag abgelaufen sein. Das Ziel aber ist letztlich gleich geblieben: Dafür zu sorgen, dass die Forschenden zur rechten Zeit an genau die Informationen gelangen, die sie benötigen – künftig eher digital als gedruckt, zur Verfügung gestellt durch einen FID.

Die vier Fachinformationsdienste (FID) der Staatsbibliothek zu Berlin:

FID Internationale und interdisziplinäre Rechtsforschung

- <http://vifa-recht.de>

FID Slavistik

- <http://slavistik-portal.de>

FID Kartographie und Geobasisdaten

- <http://sbb.berlin/fidkarten>

FID CrossAsia – Asien

- <http://crossasia.org> (hier dargestellt)



PRÄSENTATION HISTORISCHER BÜCHER FÜR DAS SCHWEDISCHE KÖNIGSPAAR

Aus schwedischem Privatbesitz erwerben die Staatsbibliothek zu Berlin und die Stiftung Preußische Schlösser und Gärten in diesen Tagen eine in ihrer Art einzigartige Bibliothek, die in enger Verbindung zu Friedrich dem Großen steht. Es handelt sich um die Privatbibliothek seiner Nichte Sophie Albertine (1753–1829), Prinzessin von Schweden und Äbtissin des Reichsstifts Quedlinburg, deren Sammlung wiederum die Privatbibliotheken seiner Schwester Luise Ulrike von Preußen (1720–1782) – als Lovisa Ulrika Königin von Schweden – und seiner Mutter Sophia Dorothea von Hannover (1687–1757) – Königin in Preußen – umfasst.

Im Rahmen ihres Staatsbesuchs in Deutschland hatten Generaldirektorin Barbara Schneider-Kempf und der Präsident der Stiftung Preußischer Kulturbesitz, Hermann, Parzinger, am



Nachmittag des 6. Oktober im Schloß Charlottenburg die Gelegenheit, dem König und der Königin von Schweden einige Bücher mit schwedischer Provenienz persönlich vorzustellen.

v.l.n.r.: Dr. Samuel Wittwer, Direktor der Schlösser und Sammlungen bei der Stiftung Preußische Schlösser und Gärten; Prof. Dr. Hartmut Dorgerloh,

Generaldirektor der Stiftung Preußische Schlösser und Gärten; I.M. Silvia, Königin von Schweden; S.M. Carl XVI Gustav, König von Schweden; Barbara Schneider-Kempf, Generaldirektorin der Staatsbibliothek zu Berlin; Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Hermann Parzinger, Präsident der Stiftung Preußischer Kulturbesitz.

FOLGEN SIE UNS! DIE BAYERISCHE STAATSBIBLIOTHEK AUF INSTAGRAM

Die Bandbreite an Beständen, Dienstleistungen und Angeboten einer Universal- und Forschungsbibliothek von Weltrang ist enorm und erschließt sich meist nicht auf den ersten Blick. Seit Jahren ist die Bayerische Staatsbibliothek schon auf Facebook, Twitter und Co. aktiv, um über ihre Aktivitäten, Services und Innovationen zu informieren und mit der interessierten Öffentlichkeit im Austausch zu stehen. Seit Oktober 2016, zeitgleich mit der neuen Website, präsentiert sich

die Bayerische Staatsbibliothek auf Instagram. Wir freuen uns, wenn Sie uns auf einem unserer Social-Media-Angebote folgen:

- www.instagram.com/bsbmuenchen/
- www.facebook.com/BayerischeStaatsbibliothek
- https://twitter.com/bsb_muenchen
- <https://plus.google.com/u/0/+bsbm%C3%BCnchen>
- www.flickr.com/photos/8460649@N05/

Berichtigung zum Heft 3.2016: Im Beitrag der Bayerischen Staatsbibliothek zur Ausstellung „Bilderwelten – Buchmalerei zwischen Mittelalter und Neuzeit“ hat sich leider ein Fehler eingeschlichen. Den Festvortrag bei der Eröffnungsveranstaltung hielt Prof. Dr. Wolfgang Augustyn, Stellvertretender Direktor des Zentralinstituts für Kunstgeschichte in München, und nicht Prof. Peter Schmidt aus Heidelberg. Der Titel des Vortrags lautete „Die Welt in Bildern. Erkenntnis, Wissen, Luxus?“ Die Münchner Redaktion bittet, den Fehler zu entschuldigen.



DR. BETTINA WAGNER IST NEUE LEITERIN DER STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

Dr. Bettina Wagner, bisher Leiterin des Referats 'Handschriftensammlung' an der Bayerischen Staatsbibliothek in München, ist seit Oktober Direktorin der Staatsbibliothek Bamberg. Sie folgt auf Professor Dr. Werner Taegert, der dieses Amt seit 2006 innehatte.

Wagner studierte Germanistik, Romanistik und Mittellatein an den Universitäten Würzburg und Oxford. 1994 wurde sie in Würzburg mit einer Dis-

sertation über den mittelalterlichen Text 'Epistola presbiteri Johannis' promoviert. Von 1992 bis 1996 war sie an einem Projekt zur Erschließung der Inkunabelsammlung der Bodleian Library, University of Oxford, tätig. Die ausgebildete Bibliothekarin im höheren Dienst war ab 1998 in der Bayerischen Staatsbibliothek München beschäftigt. In den Jahren 2002/2003 war sie an die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) in Bonn abgeordnet und dort im Bereich Wissenschaftliche Literaturversorgungs- und Informationssysteme tätig. Seit 2005 war sie Leiterin des Referats 'Handschriftensammlung' in der Abteilung für Handschriften und Alte Drucke der Bayerischen Staatsbibliothek. In ihrer Funktion initiierte und leitete sie zahlreiche Drittmittelprojekte zur Erschließung und Digitalisierung von Handschriften und Alten Drucken. Daneben erarbeitete sie mehrere von Katalogen begleitete Ausstellungen und organisierte international ausgerichtete wissenschaftliche Tagungen. Ihre Publikationsliste insbesondere zu buch- und bibliothekswissenschaft-

lichen Themen ist umfangreich. Seit vielen Jahren übt Wagner darüber hinaus Lehrtätigkeiten in Germanistik und Mittellatein an den Universitäten Würzburg, Oxford, Erlangen-Nürnberg und München aus. An der Bayerischen Bibliotheksakademie unterrichtet sie das Fach Buchgeschichte. Seit 2002 ist sie Fachreferentin für die elektronische Rezensionsschrift 'IASLonline' und seit kurzem Mitherausgeberin des 'Mittellateinischen Jahrbuchs'. Wagner, die auch familiär eng mit Bamberg verbunden ist, freut sich auf die Rückkehr nach Franken: „Es ist ein besonderes Privileg, in einer der schönsten Städte Deutschlands leben und arbeiten zu können und die herausragenden Bestände der Staatsbibliothek Bamberg einem breiten Publikum im In- und Ausland zu vermitteln.“ Dr. Klaus Ceynowa, Generaldirektor der Bayerischen Staatsbibliothek: „Ich freue mich, mit Dr. Wagner eine hervorragende Bibliothekarin und Wissenschaftlerin als Direktorin der Staatsbibliothek Bamberg begrüßen zu dürfen, insbesondere da sie dadurch der Bayerischen Staatsbibliothek verbunden bleibt.“

Im Mai 2016 unterzeichneten der Direktor der Nationalbibliothek und der Nationalarchive der Islamischen Republik Iran, Dr. Seyed Reza Salehi, und Dr. Klaus Ceynowa, Generaldirektor der Bayerischen Staatsbibliothek, in Teheran eine Kooperationsvereinbarung, die unter anderem den Austausch von Experten, gemeinsame Forschungsprojekte und die wechselseitige Bereitstellung digitalisierter Sammlungen vorsieht.



DIE NEUE BSB-WEBSITE – MODULAR, MULTIMEDIAL, RESPONSIV

Seit 17. Oktober 2016 präsentiert sich die Bayerische Staatsbibliothek mit einer neuen Website im Internet. Die neue Seite ist bezüglich des Designs und der technischen Plattform völlig neu aufgesetzt. Der Inhalt wurde zu einem großen Teil neu geschrieben oder weitreichend überholt. Die neue Seite hat das Ziel, alle Aspekte der Bayerischen Staatsbibliothek abzubilden und als nutzergerechte Plattform alle Angebote in gut strukturierter Art und Weise zur Verfügung zu stellen. Durch den modularen und skalierbaren Aufbau der Seite wird bezüglich Design und Struktur eine hohe Flexibilität erreicht. Großer Wert wurde

darauf gelegt, dass das Angebot von mobilen Endgeräten der unterschiedlichsten Ausführung und Marken problemlos genutzt werden kann (responsive Design). Einen eigenen Bereich hat die Darstellung der Sammlungen erhalten, der vor allem Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern einen differenzierten Einblick in den Bestand der Bibliothek ermöglicht. Die Bibliothek

wird aber auch im Hinblick auf ihre kulturgeschichtliche Bedeutung umfassender und vor allem visueller präsentiert. Der Einstieg in die Suche nach Literatur wurde grundlegend überarbeitet. Dieses ‚Recherchetool‘ ist ein Kernstück der Seite, welches den Zugang zum Informationsgehalt der Bibliothek auf eingängige und strukturierte Weise ermöglicht. www.bsb-muenchen.de



MÄRCHENHAFTE LESUNG IN DER STAATSBIBLIOTHEK

30 Paar Drittklässler-Ohren der Silberstein-Grundschule aus Neukölln lauschten am 16.11.16 aufmerksam einer Lesung der Generaldirektorin Barbara-Schneider-Kempf im Rahmen der Reihe „Märchenreise mit Prominenten“. Passend zum diesjährigen Thema der 27. Berliner Märchentage „Dornröschen erwacht...! Mädchen und Frauen in Märchen und Geschichten“ wählte sie ein Märchen, das von einer mutigen Hünplingstochter erzählt, die ihren Stamm rettet. Die 9-jährigen Bibliotheksbesucher zeigten sich auch im Anschluss ausgesprochen interessiert: „Was ist Dein Lieblingsbuch?“ oder „Warum hast Du die Bibliothek ‚Staatsbibliothek‘ genannt?“ und „Wie wird man

Generaldirektorin einer Bibliothek?“. Damit war der Wissensdurst jedoch noch längst nicht gestillt: „Warum ist dieses Gebäude keine Villa und noch so neu?“ hieß es weiter, „Schläfst Du hier auch?“ und „Kannst Du den ersten Direktor der Staatsbibliothek noch?“. Die Leiterin der Kinder- und Jugendbuchabteilung, Carola Pohlmann, präsentierte der staunenden Gruppe zum krönenden Abschluss u.a. Verwandlungsbilderbücher sowie historische und moderne Ausgaben der Märchen der Gebrüder Grimm. Spätestens nach der Frage, ob sie nun selbst einige Bücher lesen dürften, zeigte sich, dass die Veranstaltung ein voller Erfolg war, und Bücher die jüngste Generation auch nach wie vor in ihren Bann ziehen.



Foto: SBB-PK, Hagen Immel

#100 DINGE

Na also. Es stimmt schon, so einiges funktioniert in Berlin gar nicht, erst verspätet oder zumindest nicht so, wie gedacht und geplant. Anderes klappt aber doch; und am Rande des ersten Drittels der Spitzenreiter rangiert die Berliner Staatsbibliothek – mit Büchern nicht allein über Orchideenfächer, sondern sogar über auch echte Orchideen.

Der Tagesspiegel war beeindruckt und wir freuen uns: über die Anerkennung und über jedes Buch, das bei uns entliehen wird und bei der Leserin und dem Leser für ein zufriedenes „Funktioniert doch!“ sorgt. *Fotos: SBB-PK, Sandra Caspers*



BAYERISCHER BIBLIOTHEKSPLAN ERSCIENEN

Nun ist der Bayerische Bibliotheksplan in einer hohen Druckauflage erschienen, herausgegeben vom Bayerischen Staatsministerium für Bildung und Kultus, Wissenschaft und Kunst. Der Bibliotheksplan beschreibt Leistungsspektrum, Zukunftsperspektiven und Handlungsbedarfe der

wissenschaftlichen und öffentlichen Bibliotheken im Freistaat und stellt ein wichtiges Instrument der Lobbyarbeit für Bibliotheken dar. Zum Jahresende 2016 wurde der Bibliotheksplan auf einem parlamentarischen Abend im Bayerischen Landtag präsentiert. Über die Bayerische Staatsbibliothek findet sich im Bibliotheksplan unter anderem folgendes: „In den Jahren

1832 bis 1843 wurde die Hof- und Staatsbibliothek in München gebaut. Bei ihrer Eröffnung galt sie als fortschrittlichste deutsche Bibliothek. Daran hat sich bis heute nichts geändert.“ Das hört man doch gern! Den Bayerischen Bibliotheksplan finden Sie auch online, zum Beispiel über die Website des Bayerischen Wissenschaftsministeriums.

BIBLIOTHEKSMAGAZIN

Mitteilungen aus den Staatsbibliotheken in Berlin und München



Staatsbibliothek
zu Berlin
Preußischer Kulturbesitz

BSB Bayerische
Staatsbibliothek
Information in erster Linie